


SIGILLVM COLLEGII COLVMBIAE NOVI EBORACI
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN





J. C. Richter gez. u. grav. Berlin

Die Maien-Königinn.

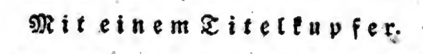
Sitten, Gebräuche

und

Narrheiten

alter und neuer Zeit.

Ein Lesebuch für alle Stände.



Mit einem Titelkupfer.

Berlin,
in der Buchhandlung des Commerzienraths Matzdorff.
1806.

Inhalt.

Acker=

Ackerbau-Fest in China.

Das Fest des Ackerbaues wird zu Pecking, und in allen Provinzen des chinesischen Reichs, mit großer Feierlichkeit begangen. Sobald die Sonne die Hälfte des Wassermannes durchlaufen hat, wird der oberste Mandarin, mit Blumen geschmückt, vom Volke und einer großen Menge Musikanten, mit Fackeln auf das Feld begleitet. Die ganze Volksmasse ist mit Blumenkränzen geschmückt und schwingt seidene Fahnen. Andre tragen hölzerne Bildsäulen und Gemälde, die auf den Ackerbau Bezug haben und ihn versinnlichen. Mit diesem Gefolge zieht der Mandarin in Procession aus demjenigen Thore der Stadt, welches gegen Morgen liegt. Alle Straßen sind mit reichen Tapeten

behangen, und mit prächtigen Triumphbogen geschmückt. Mitten in diesem Gefolge tragen 40 Männer eine aus Thon gemachte, in Feuer gebrannte ungeheuere Kuh auf welcher ein Jüngling sitzt, und sie zuweilen schlägt, der mit einem Beine bloß ist, und über das andre einen Halbstiefel gezogen hat. Dieser junge Mensch ist das Sinnbild des Ackergeistes. Endlich schließt eine Menge Bauern, mit allen Werkzeugen des Feldbaues, den langen Zug. Dem Ganzen liegt ein allegorischer Sinn zu Grunde. Die Schläge, welche der junge Mensch der Kuh giebt, bedeuten die ermüdende Arbeit der Bauern in ihrem Ackerwesen, seine Beine, deren eins bloß, das andre aber mit einem Halbstiefel bedeckt ist, die wenige Zeit welche sie zum Ankleiden nehmen, und die Geschwindigkeit, mit welcher sie ins Feld gehen, um dasselbe zu bearbeiten. Der Mandarin will mit seinem Zuge gegen Sonnenaufgang gleichsam die angehende Jahreszeit in Empfang nehmen. rc. rc. rc. Vor dem Thore der kaiserlichen Burg steht er still. Man nimmt dann der Kuh diejenigen Blumen ab, womit sie geschmückt war, öffnet ihr

den Bauch, und nimmt aus demselben eine große Menge kleiner Kühe heraus, die ebenfalls von Thon verfertigt und gebrannt sind. Diese vertheilt der Kaiser unter die vornehmen Hof- und Staatsbeamte und Lieblinge, um sie dadurch zu ermuntern, den Ackerbau immer mehr empor zu bringen, und mit ihrem Beispiele die Unterthanen zu bewegen, daß sie keine Gegend des Reichs unbenutzt liegen lassen, noch sich dem Müßiggange ergeben.

Ehedem zog der Kaiser in eigner Person an diesem Tage, mit einem Pfluge in der Hand, öffentlich auf, und backte von demjenigen Korne, welches er mit seinen Händen gebauet hatte, ein Brod, das den Göttern geopfert wurde: gegenwärtig aber feiert er dieses Fest innerhalb seines Pallastes.

Der Kaiser bereitete sich zu dieser Arbeit durch dreitägiges Fasten und ein Opfer, der Gottheit dargebracht, um eine gesegnete Erndte zu erhalten. Drei Prinzen und neun Präsidenten aus

den vornehmsten Gerichten mußten ihm nacharbeiten. Den 24sten Tag des zweiten Monats begab sich der Kaiser in seinem Feierkleide an denjenigen Ort, welchen er mit 5 Kornarten besäen mußte. Er nahm den Pflug, pflügte mit demselben einige Furchen hin und her, und sein Gefolge that eben dasselbe. Nachdem er darauf den Saamen eingestreuet hatte, waren 40 Bauern bei der Hand, welche das Werk vollenden mußten. Alles dieses geschah unter dem Schalle der musikalischen Instrumente und der Kaiser beschloß dieses Fest damit, daß er Kattun unter diejenigen Bauern austheilte, welche ihm bei seiner Arbeit behülflich gewesen waren.

Bärte in Frankreich.

Ein langer Bart unterschied vor Alters einen Franzosen von andern, unter das Joch gebrachten Völkern, und man trug ihn als ein Ehrenzeichen. Die jungen Leute trugen große Sor-

ge für ihre Knebelbärte. Allein gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts, erklärte der Erzbischof Wilhelm zu Rouen den langen Haaren und Bärten den Krieg, und trieb es so weit, daß im Jahre 1096 in einem Concilium ausgemacht wurde, es sollten die, welche lange Haare trügen, Zeitlebens von der christlichen Kirche ausgeschlossen seyn, und man sollte nach ihrem Tode nicht für sie bitten. Diese wichtige Sache lief nicht so ganz ruhig ab. Die Bärte fanden mächtige Vertheidiger gegen ihre furchtbaren Feinde, und die Hitze stieg so hoch, daß man sich von beiden Seiten rühmen konnte, einige Märtyrer für die gerechte Sache gehabt zu haben. Das allertraurigste war aber, daß sich Ludwig VII. selbst den Bart scheeren ließ, und daß ihn hierüber seine Gemahlinn, Eleonora von Aquitanien, verachtete, und sich deshalb so sehr mit ihm veruneinigte, daß sie sich von einander scheiden ließen. Sechs Wochen nach dieser Ehescheidung vermählte sich die Königinn mit dem Herzoge von der Normandie, Heinrich, welcher nachher König von England wurde, und zur Mitgabe brachte sie ihm Poitou

und Guyenne zu. Hieraus entstanden diejenigen Kriege, welche Frankreich 300 Jahr lang verheeret haben. Es mußten über drei Millionen Franzosen sterben, weil sich ein Erzbischof wider die Bärte entrüstet, weil sich ein König hatte barbieren lassen, und weil er seiner Gemahlinn mit einem glatten Kinne lächerlich vorgekommen war.

Nach und nach kamen die Bärte aus der Mode, und man sahe keinen mehr, bis sie endlich Franciscus I. wieder herstellte. Jedermann ließ sie wieder wachsen, und niemand ward mehr barbieret, als die Parlamentsglieder und Domherren. Unter Heinrich IV. trug man drei Finger lange Bärte, die breit geschnitten wurden wie Fächer, zugleich aber ein Paar lange und steife Knebelbärte, wie die Katzen haben. Nachher begnügte man sich mit einem kleinen Spitzbarte mitten auf dem Kinne, und endlich blieb unter Ludwig XIV. nur noch der kleine Stutzbart unter der Nase.

Beerdigungs-Gebräuche bei verschiedenen Völkern.

Die verschiedenen Völker des Erdbodens erwiesen von jeher ihren Leichen allezeit destomehr Achtung, je gesitteter sie waren; wie wir aus der Pracht der ägyptischen, griechischen und römischen Leichenbegängnisse abnehmen können. Besonders behaupteten die alten Philosophen, daß man sie als Ueberreste der Menschlichkeit betrachten müßte, die wieder zu ihrer ersten Mutter zurückkehren sollten. Weil Heraclit glaubte, daß alles in der Welt aus Feuer gemacht wäre, so gebot er, daß man die Leichname verbrennen sollte, um sie ihrem ersten Elemente wieder zu geben. Thales, der das Wasser für die allgemeine Mutter der Dinge hielt, wollte sie in die Erde verscharret haben, und Democrit, der eine Auferstehung glaubte, gab den Rath, sie in Honig zu legen, um sie zu erhalten.

Die alten Perser warfen ihre Todten, sobald sie verschieden waren, auf den Schindanger;

die Angehörigen hielten es für eine Ehre, wenn die Raubthiere den Leichnam geschwind zerrissen und auffraßen, und es war ihnen eine Schande, wenn sie ihn liegen ließen. Die Japaner bestatten zwar ihre Todten ehrlich zur Erde. Allein sie begraben sie mit großen Freudensbezeugungen, welche wol nicht aus zärtlicher Achtung für sie herrühren. Wenn ein Grönländer stirbt, so wird er aus dem Loche, das seine Wohnung gewesen ist, herausgeschleppt, und muß an der freien Luft hart und steif zusammenfrieren. Unter den Tartarn sind verschiedene Gebräuche in Absicht der Todten Mode gewesen. Bald haben sie sie an die Bäume gehängen, um sie austrocknen zu lassen; bald haben sie sie selbst gefressen, und bald begraben. Die Einwohner der barbarischen Inseln zerschnitten die Körper ihrer Todten in kleine Stücke und steckten sie in einen Topf. Alsdann begruben sie sie, und setzten einen Steinhaufen darauf. Die Massageten, Derbicier, und Essedonier fraßen das Fleisch abgelebter Leute, die sie umzubringen pflegten, mit Schöpsenfleische vermischt; die aber, welche an Krankheiten star-

ben, warfen die Essedonier auf den Schindanger. Die Hyrcanier hielten eigene Hunde dazu, welche die Todten fressen mußten, und die Iberier ließen sie den Geiern zum Raube. Die Fihtyophagi, welche nichts als Fische aßen, warfen die Todten in die Seen und Flüsse, um den Fischen die Nahrung wieder zu geben, die sie von ihnen erhielten. Die Cholchier steckten sie in Säcke, und hingen sie an die Bäume. Die Aegypter selbst, die ihre Leichen, so bald sie gestorben waren, den Zergliederern übergaben, um sie zum Einbalsamiren zuzubereiten, konnten dieses unmöglich aus Achtung gegen die Verstorbenen thun, weil sie den Zergliederer, nach gethaner Arbeit steinigten, und für unehrlich hielten. Die Caraiben begegnen ihren Todten anfangs ganz artig: sie waschen sie, setzen den Körper zusammengebogen hin, wickeln ihn in ein Tuch, beschreiben ihm, wie gut er's auf Erden hätte haben können, wie nützlich er gewesen wäre, und fragen ihn alle Augenblicke dazwischen: Warum bist du denn gestorben? Nach dieser Ceremonie setzen sie ihn auf einen Stuhl in eine Grube, bringen ihm

10 Tage lang zu essen, und nöthigen ihn, seine Mahlzeit zu sich zu nehmen. Am Ende aber fällt es schlecht aus. Wenn sie sehen, daß er weder essen, noch wieder aufleben will; so werfen sie ihm aus Verdruß das Essen an den Kopf, und schütten die Grube zu.

Sind dieses alles wol Zeichen einer Achtung, die man den Verstorbenen erweisen will? Wenigstens sind sie schlecht ausgesucht, und möchten wol wenigen gefallen, die nicht so gesinnt sind, wie Diogenes, welcher in seinem Leben so wenig auf sich gehalten hatte, daß es ihm nicht schwer ankommen konnte, sich auch im Tode entheiligen zu lassen. Er wollte nicht begraben seyn, sondern befahl, ihn nach seinem Ableben über der Erde liegen zu lassen, damit die Raubvögel noch einigen Nutzen von ihm haben könnten. Andre sagen, er habe auf die Anfrage, wie er begraben seyn wolle? geantwortet: Mit dem Gesichte zu unterst. Denn, fuhr er fort, ich glaube, daß sich bald eine große Veränderung ereignen dürfte, wo das Unterste zu oberst gekehret werden wird. Es

hat inzwischen doch ganze Völker gegeben, deren Gleichgültigkeit gegen ihr eignes Begräbniß beweiset, wie wenig Achtung sie gegen ihre Todten gehabt haben müssen. Die Hyperboreer bereiteten sich selbst Tod und Begräbniß, indem sie sich ins Meer stürzten. Die Völker am caspischen Meere gaben diejenigen, die über 70 Jahre alt waren, den wilden Thieren in den Wüsteneien preis, und die Tibarenier stürzten ihre alten Leute von den Felsen hinab.

Beerdigung eines Neger-Ministers.

Sobald ein Neger im Königreich Congo gestorben ist, zieht man ihm seine kostbarsten Sachen an. Man legt ihn auf ein Paradebette, das in der Mitte eines großen Hofes steht, und über dem sich ein Dach befindet, das auf hölzernen Säulen ruht; inwendig stopft man es mit den besten Waaren des Verstorbenen aus. Seine

Familie und seine Freunde finden sich hier täglich zweimal ein, um ihn zu beweinen, und da man dabei Branntwein austheilt, so kommen auch bloße Bekannte und weinen mit, um durch ihre Thränen einige Tropfen von diesem köstlichen Getränke zu verdienen. Herr Grandpré, der dieses erzählt, wollte sehen, ob sie wirklich weinten, und zu seinem Erstaunen fand er, daß sie mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit Thränen vergossen. Sie brauchten weiter nichts zu thun, als daß sie die Augen recht fest zuschlossen und zusammendrückten und sogleich schwammen sie in Thränen.

Die Frauen des Verstorbenen stellen sich um den Leichnam herum und machen denen die sich zum Weinen einstellen, tiefe Sagnilos oder Complimente. Reiche Leute kommen niemals ohne eine kleine Gabe von Früchten oder andern Dingen. Gedungene Klageweiber machen die Leidtragenden und gehen um das Schirmdach herum, unter dem die Leiche liegt, wobei sie allerlei Geberden machen, die Hände gen Himmel heben,

das Lob des Verstorbenen herheulen, und ihn bei ihren Gesängen fragen, warum er seine Familie verlassen habe: worüber sie ihm alle möglichen Vorwürfe machen. Der Schlußvers ist eine Klage, die der ganze Chor wiederholt. Diese Klageweiber führen zugleich eine Art von Tanz auf, indem sie sich sanft dabei umdrehen; die Beistehenden schließen sich bei ihrer Ankunft hinten an und wiederholen den Chor. Zuletzt wird die Anzahl so groß, daß sie einen ansehnlichen Kreis bildet, der den ganzen Hof einnimmt, und der sich beständig um den Todten herumdreht.

Wenn ein Freund fünf- bis sechsmal die Runde mitgemacht hat, geht er weg, nachdem er vorher einen Schluck Branntwein getrunken hat. Nunmehr kommen wieder Andre hinzu, die seine Stelle einnehmen, der Kreis wird daher niemals kleiner. Dies würde eine lästige Sache seyn, wenn sie ununterbrochen fortdauerte, allein so dauert sie ungefähr zwei Stunden des Morgens und eben so lange Nachmittags.

Den andern Tag bauet man hinter dem Schirmdache eine andre Hütte für den Todten, an dessen Stelle man sein Bildniß setzt, dem man die nämliche Ehre erweist, das man täglich regelmäßig auch zweimal beweint und dem man zu den gewöhnlichen Stunden zu essen giebt. Indessen bringt man die Leiche in dieses zweite Haus, und fängt damit an, daß man sie mit einem starken Dekokt von der Maniockwurzel abwäscht. Diese Wurzel hat eine beizende Kraft, das Wasser davon zieht zusammen, trocknet die Haut aus und macht sie weiß, wie Kalk. Hierauf stellt man den Leichnam in eine Stellung auf, welche der Fetisch, d. i. das Götzenbild, vorschreibt: das Gesicht gegen Westen gekehrt, die beiden Knie leicht gebogen, den linken Fuß nach hintenzu aufgehoben, den rechten Arm der Länge nach herunterfallend, die rechte Hand geschlossen und nach Osten gekehrt, den linken Arm in die Höhe gehoben, die linke Hand offen, die Finger auseinander stehend, gebogen, und nach Westen gedreht, so wie jemand, der eine Fliege im Fluge fangen will.

In diese Stellung zwängt man den Leichnam und mit Hülfe eines ununterbrochenen, aber schwachen Feuers, das man unter seinem Hintern anzündet, leert man die Eingeweide aus, schrumpft sie zusammen und trocknet den Körper wie Pergament. Ist er hinlänglich gebleicht, so überzieht man ihn mit einer dicken rothen Erdrinde, und wenn alles trocken ist, fängt man ihn mit Zeugen zu bedecken an, welches man einpacken nennt.

Man bekleidet ihn zuerst mit Korallen, wenn er dergleichen hat, und mit allen seinen Kostbarkeiten. Dies alles wird mit ihm begraben. Wenn man nun die Leiche so angekleidet hat, so wickelt man den Leib und die Glieder in zusammengenähete Macuten oder inländische Zeuge. Ueber diese wickelt man andre und fährt so lange damit fort, bis man keine Gestalt mehr unterscheiden kann und alles eine unförmliche Masse ist.

Je reicher der Todte ist, desto mehr packt man ihn ein; bald ist das Haus zu klein, man

bauet ihm ein anderes, und da die Masse tag-täglich zunimmt, so muß man noch ein größeres bauen, bis endlich der Erbe findet, daß sein Verwandter dick genug ist. — Diese Größe steht allemal mit der Größe der Erbschaft, die er hinterläßt, im Verhältnisse. Alsdann hört man auf, ihn in Macuten einzupacken und thut noch europäische Zeuge, blaue Leinewand, Cattun, wollene und seidene Zeuge hinzu.

Hat endlich diese unförmliche Masse den gehörigen Umfang, den ihr der Erbe geben will, so gräbt man in einer ziemlichen Entfernung ein ungeheures Loch, auf dessen Grunde man ein Haus ohne Dach errichtet, das aber groß genug für den Todten ist. Man bestimmt alsdann den Beerdigungstag. An diesem Tage legt man die Trauer ab und die Frauen werden mit alle ihrem Vermögen ein Eigenthum des Erben.

An dem bestimmten Tage schleppt man die Leiche nach der Grube; man läßt sie in das Haus hinab, über das man ein Dach macht; man reicht

ihr

ihr noch auf eine bestimmte Zeit zu Essen und zu Trinken, bedeckt das Ganze mit Erde, und errichtet einige Steine oder sonst etwas, um die Begräbnißstelle zu bezeichnen. Man glaubt nämlich, der Fetisch irre beständig um das Grab herum und bewache dasselbe, damit sich niemand an demselben vergreife. Führt daher die Neger ihr Weg vor einigen Ruhestätten der Todten vorbei; so eilen sie schnell vorüber und wenden die Augen vor Furcht und Aberglauben davon weg.

Als sich Herr Degrandpré in den Jahren 1786 und 1787 zu Cabenda aufhielt, starb ein angesehener Mann, der Andris Pacuta hieß. Er war Mosuck, d. i. Oberaufseher des ganzen Handels, und hernach Macaye, d. i. erster Minister, in Cabenda gewesen. Degrandpré war neugierig, seine Beerdigung mit anzusehen, und theilt davon folgende Beschreibung mit.

Die Masse war wenigstens 20 Fuß lang, vierzehn Fuß breit und acht Fuß dick. Oben darauf befand sich ein kleiner Kopf, der den Kopf

des Verstorbenen vorstellte. Man hatte ein Jahr mit seinem Einpacken und Beweinen zugebracht; auch sahen diejenigen, die ihn betrauerten, ganz gräßlich aus; er war so schwer, daß man nie im Stande gewesen wäre, ihn bis zu seinem Grabe zu schleppen, das über eine halbe Stunde von seinem Hause entfernt war; wenn nicht europäische Zimmerleute eine Art Fuhrwerk gebauet hätten, das man gewöhnlich den Teufel nennt. Mit unbeschreiblicher Mühe brachte man ihn endlich auf diesr Maschine, und als er darauf war, wußte man wieder nicht, wie man ihn fortbringen sollte. Die Sklavenschiffskapitaine borgten den Erben ein neues Tau von fünf, und ein neues Seil von drei Zoll Dicke. Man spannte über fünfhundert Personen auf einmal an diese Seile; allein das Ganze riß mehrmals, und erst nach einer unglaublichen Anstrengung brachte man den Leichnam an seinen Bestimmungsort. Die Räder, die aus einem einzigen Stücke bestanden, sanken jeden Augenblick in das Erdreich, das man zu einem Wege geebnet hatte, und konnten nur mit Mühe wieder heraus gebracht werden; die

Achsen, die von grünem Holz waren, brachen mehrmals. Endlich langte man nach einer viertägigen Anstrengung an dem bestimmten Orte an: wie aber die Neger den Leichnam in die Gruft hinabbringen könnten, dies ging über ihre Einsicht: sie mußten das Haus einreissen, und liessen die Leiche über Hals und Kopf in die Grube hinabstürzen; denn sie waren nicht im Stande, sie ordentlich zu stellen. Sie baueten alsdann das Haus rund herum wieder auf, setzten ein Dach darauf, und brachten so die Beerdigung zu Stande. Auf das Grab legten sie zwei prächtige Elephantenzähne, wovon der kleinste fünf Fuß lang war; an der Wurzel derselben bohrte man zwei Löcher, durch welche man zwei Stücke Eisen steckte, die man zwei Fuß tief in die Erde schlug.

Begrüßungsarten.

Die Arten sich zu begrüßen, haben zuweilen einen ganz verschiedenen Charakter. Bei einigen scheint eine gesuchte Feinheit durch; andre zeich-

nen sich durch Naivität oder durch eine vorzügliche Empfindsamkeit aus. Ueberhaupt bleiben sie sich in einzelnen Stücken, bei den Völkern in ihrer Kindheit, und auch bei den mehr ausgebildeten Nationen, gleich. Achtung, Unterthänigkeit, Wegwerfung und Furcht haben fast einen und eben denselben Ausdruck bei allen Völkern, weil dieser eine Folge von der körperlichen Organisation ist. Viele noch rohe Völker empfangen sich ohne alle Umstände; sie kennen weder Verbeugungen noch Begrüßungen, oder verachten sie auch. Die Grönländer lachen, wenn sie einen Europäer sehen, der sein Haupt entblößt, und sich vor demjenigen verbeugt, den er seinen Obern nennt.

Bei Andern hingegen geschieht der Empfang nie, ohne ein angenommenes Ceremoniel zu beobachten. Die Insulaner auf Lamurec, einer in der Nachbarschaft der Philippinen gelegenen Insel, und die Bewohner von Palaos fassen die Hand oder den Fuß desjenigen, den sie grüßen, und reiben sich damit das Gesicht. Die

Insulaner auf Socotora küssen einander die Schultern, und die Bewohner von Horesel-land legen sich bei den Begrüßungen mit dem Bauche auf die Erde. Die Bewohner der Marianischen Inseln legen die Hand auf den Bauch dessen, dem sie Achtung beweisen wollen; die Aethiopier hingegen fassen ihn bei der rechten Hand, und bringen diese an ihren Mund. Die Lappen drücken, wenn sie sich begrüßen, ihre Nasen fest an einander, die Ayenis blasen einander ins Ohr, und reiben einander den Bauch mit der Hand. Dampier berichtet, daß die Bewohner von Neuguinea ihr Haupt mit Baumblättern bedecken; dies war von jeher ein Zeichen der Freundschaft und friedfertiger Gesinnung. Auf einer von den größern Cykladen benetzt man sich die Haare, wenn man sich begegnet.

Manche Begrüßungen haben für einen jeden, der nicht daran gewöhnt ist, viele Unbequemlichkeiten, weil sie eine Biegsamkeit der Gliedmaßen voraussetzen, welche man sich nur durch Uebung erwerben kann. Die Bewohner der Phi-

lippinen verbeugen sich tief, legen eine Hand oder auch beide an die Backen, und heben einen Fuß mit gebogenem Knie empor. Die Bewohner von Arrakan verbeugen den Leib und falten die Hände über den Kopf. Der Äthiopier nimmt demjenigen, den er begrüßt, die Leibbinde ab, und legt sie sich selbst an, so daß der andre halb nackt bleibt. Dieser Gebrauch, sich bei dergleichen Gelegenheiten zu entkleiden, nimmt allerlei Gestalten an. Bei den Otaheitern ist es allgemeine Sitte, daß, wenn sich einer unter seinen Landesleuten, oder auch unter Fremden, einen Freund auserwählt, er ihm seine Kleider anlegt, und sich nackt auszieht. Diese Sitte wird allmählig eingeschränkt: man kleidet sich nicht ganz aus, sondern legt nur einen Theil der Kleidung weg. Die Japaner ziehen einen Pantoffel ab, und die Bewohner von Arrakan Schuhe und Strümpfe in den Vorzimmern aus.

Wenn von den Gebräuchen der Neger die Rede ist, so muß man sich dabei erinnern, daß sie große Liebhaber von Possenspielen sind, und daß sie alle ihre Ceremonien gerne in Spielwerke ver-

wandeln. Nach Atkins fassen sich die meisten so herzhaft bei der Hand und den Fingern an, daß diese knacken müssen. Die Neger in Sierra Leona und am Cap Mesurado ziehen nur Einen Finger so stark an, daß er knackt, und rufen dabei aus akki o! akki o! — Wenn die Mandigos ein Frauenzimmer begrüßen, so bringen sie dessen Hand an ihre Nase, und beriechen sie zweimal. Snelgrave wurde von einem Gesandten des Königs von Dahomay, dessen Begleitung aus fünfhundert Soldaten bestand, folgendermaßen empfangen: Alle mit entblößtem Degen und mit Schildern versehene Neger machten allerlei Grimassen und lächerliche Verzuckungen; der Kapitain und die übrigen Officiere näherten sich den Engländern mit dem Degen in der Hand, welchen sie über ihren Häuptern schwenkten; hierauf setzten sie ihnen die Spitze des Degens auf den Bauch, und machten dabei allerlei sinnlose Sprünge und Bewegungen; zuletzt nahmen sie eine ernsthafte Miene an, der Gesandte reichte ihnen die Hand, und trank auf ihre Gesundheit.

Barbarische Völker geben oft auch ihren Begrüßungen das Gepräge ihres barbarischen Charakters. Wenn die Bewohner von Carmana jemandem recht viel Zuneigung und Achtung erweisen wollten, so öffneten sie sich, dem Athenäus zu Folge, eine Ader an einem der Schläfe und setzten ihm das herausfließende Blut zu trinken vor. Von einem andern Volke wird berichtet, daß sie sich ein Haar auszureißen und es derjenigen Person zu überreichen pflegten, welche sie begrüßen wollten.

Blutrache der Malayen.

Die Malayen, die sich über mehrere Inseln Ostindiens und über viele andre Länder gegen Süden und Osten verbreiten, sind außerordentlich leidenschaftlich und rachsüchtig. Keine Gefahr, keine Strafe, nichts hält sie von dem Vorsatze ab, den sie einmal gefaßt haben. Ohne Bedenken opfern sie ihr eigenes Leben auf, wenn sie nur denjeni-

gen aus dem Wege räumen können, den sie zum Gegenstande ihrer Rache gewählt haben. Ehe sie aber ein so verzweifeltes Unternehmen beginnen, nehmen sie Opium, oder, nach ihrem Ausdrucke, sie bangen sich. Bang ist eine Pflanze, deren sich die Eingebornen Indiens zum Berauschen bedienen, und von der man eine Art Opium gewinnt. Hat nun ein Malaye eine Ungerechtigkeit oder Kränkung erlitten, mag sie nun wirklich oder bloß eingebildet seyn, so bangt er sich, und thut das Gelübde, den Gegenstand seiner Rache nebst jeder andern Person, die ihm in den Weg kommt, nieder zu stoßen. Hierauf zieht er seinen vergifteten Dolch heraus, stürzt wie ein Rasender auf die Straße hinaus und stößt ohne Unterschied jeden nieder, der ihm begegnet; zugleich schreiet er aus vollem Halse: Amock, Amock! das heißt, todtschlagen, todtschlagen! woher die Europäer dieser schrecklichen Art von Rache den Namen des Amocklaufens gegeben haben. Die Wuth des Unsinnigen ist unbeschreiblich, und das Unglück, das er anrichtet, ist oft schon sehr groß, ehe ihn ein glücklicher Schuß zu Boden streckt. Die Einge-

bohrnen fliehen in der größten Bestürzung vor ihm, und kaum wagt ihn jemand anders als ein Europäer anzugreifen. Er wehrt sich bis auf den letzten Augenblick ganz verzweifelt, und wenn er gleich schon tödtlich verwundet ist, so geht doch sein ganzes Bestreben noch dahin, seinen Gegner mit seinem vergifteten Dolche zu vernichten.

Die holländische Regierung auf der Insel Ceylon fand es für nothwendig, dieses wilde, unsinnige Betragen mit den größten Strafen zu bedrohen. Wer einen Amocklaufer tödtete oder einfing, erhielt eine Belohnung von ein bis zweihundert Reichsthalern, und diejenigen, die man lebendig fing, wurden mit den grausamsten Martern hingerichtet; allein alles dies fruchtete nichts; die Wuth der Malayen blieb, und alle grausamen Strafen waren zwecklos.

Brautwerberei in Finnland.

Bei den Bauern in der Provinz Sawolaxa in Finnland herrscht eine seltsame Art

von Freiwerberei. Hat nämlich ein junger Mann Neigung zu einem Mädchen, so giebt er einer alten Frau den Auftrag, den Gegenstand seiner Liebe von seiner Leidenschaft zu unterrichten, und zu gleicher Zeit überschickt er ihr auch einige Geschenke. Die alte Frau wählt, als den günstigsten Zeitpunkt zur Ausrichtung ihres Auftrages, den Augenblick, wo das Mädchen zu Bette gehen will. Sie sucht auf irgend eine schickliche Art zu demselben zu kommen, und während es mit Auskleiden beschäftigt ist, spricht sie ihm von dem Liebhaber vor, überhäuft ihn mit allen erdenklichen Lobsprüchen, und schildert ihn auf die allervortheilhafteste Weise. Hat das Mädchen alles mit angehört, was sie darüber zu sagen weiß, so steckt sie ihm ein Geschenk, das entweder in einem Schnupftuche, oder in einem Bande, oder in einem Stücke Geld besteht, in den Busen. Will nun das Mädchen nichts von dem Anbeter hören, so giebt es der Unterhändlerinn das Geschenk sogleich wieder zurück, und diese überbringt die schlechte Botschaft auch unverzüglich dem jungen Manne. Diese erste Ausschlagung der Ge-

schenke wird jedoch noch keinesweges für einen entscheidenden Beweis von Abneigung gehalten, und der Liebhaber braucht noch nicht zu verzweifeln, daß er das Herz seiner Geliebten nicht einst noch erweichen, er hat noch Hoffnung, daß ein künftiger Versuch seinen Wünschen besser entsprechen werde. Aber das untrügliche Kennzeichen einer gänzlichen Abneigung, und einer durch nichts zu besiegenden Verwerfung, nach welchem auch gar keine weitere Unterhandlung statt findet, oder auch nur ein Schatten von Hoffnung übrig bleibt, besteht darin, daß das junge Mädchen, anstatt die Büchse, worin das Geschenk enthalten ist, der Abgesandtinn mit den Händen zurückzugeben, den Gürtel auflöset, womit ihr Kleid am Leibe festgebunden ist, und dieselbe zwischen der Brust und dem Hemde hindurch auf den Boden fallen läßt. Nimmt hingegen das Mädchen die Geschenke an, so halten sich die jungen Leute für förmlich mit einander versprochen, und es fehlt nur noch die Heirathszeremonie, um sie in Eheleute umzuwandeln.

Christnachtfeier zu Goldberg.

Die Christnacht wird wol an wenigen Orten so feierlich begangen, als in Goldberg. Das Sonderbarste der Feier soll seinen Grund in der im Jahre 1553 hier gewütheten Pest haben. Nach einem alten steinernen und fast unleserlich gewordenen Monumente in der Mauer der großen Pfarrkirche, ist Goldberg 1553 durch eine tödtende Pestilenz verturben und über 2500 Menschen umbkommen. Nach der mündlichen Tradition sind nur 25 Wirthe übrig geblieben und alle Häuser verschlossen gewesen, so daß die Uebriggebliebenen nichts von einander gewußt haben. M. Martinus Tabornus in seinen sogenannten Cladibus Goldbergensibus schreibt von dieser Pest, sie sey so giftig gewesen, daß, wenn man durch eine Gasse gegangen sey, man wenige Häuser offen gesehen habe; alles sey ausgestorben gewesen, ja auf dem Platze hin und wieder Gras gewachsen, und die Anzahl der Verstorbnen habe drittehalb Tausend betragen. Einer dieser von der Pest übrig gebliebenen Einwohner nun

ging (nach der Tradition) die Christnacht um 2 Uhr auf den sogenannten Niederring, und stimmte daselbst ein Weihnachtslied an, um diejenigen, welche von der Pest, die der Kälte wegen nachgelassen hatte, noch übrig seyn möchten, aufzumuntern, sich zur Feier dieser für die Menschheit so glücklichen Nacht mit ihm zu vereinigen. Es fanden sich wirklich einige zu ihm, und nachdem sie noch ein Lied gesungen hatten, verfügten sie sich auch auf den Oberring, um die daherum noch lebenden gleichfalls aufzumuntern, in ihren Lobgesang einzustimmen. Dem Andenken dieses rührenden Auftrittes nun, soll die jetzige Christnachtfeier allhier ihre Entstehung zu verdanken haben. Gegen 2 Uhr in der Nacht finden sich oft ein paar Tausend Menschen aus der Stadt, den Vorstädten und den zur Stadt gehörenden Dörfern auf dem Niederringe ein, welche zuvor größtentheils der Christnacht in dem hiesigen Franciscanerkloster, die um 12 Uhr ihren Anfang nimmt, beigewohnt haben. Um diese Zeit holt der Stadtwachtmeister die sämmtlichen Nachtwächter, nebst dem sogenannten Ringkantor,

welches ein Bürger ist, der eine gute Stimme hat, aus der Zirkelley, führt diese in Procession auf den Niederring, und bildet daselbst einen Kreis. So wie die Glocke 2 schlägt, ruft der Nachtwächter die Stunde aus, und der Ringkantor stimmt das Lied an: Uns ist ein Kindlein heut geborn; worein denn nicht allein die ganze auf dem Ringe befindliche Menge, sondern auch zugleich alle auf beiden Ringen, bei erleuchteten und eröffneten Fenstern darauf Wartenden mit einstimmen. Nachdem noch das Lied: Heut lobt die werthe Christenheit ꝛc abgesungen worden ist, geht es in Procession auf den Oberring, woselbst wiederum ein Kreis gemacht, die Stunde ausgerufen, und vom Ringkantor die Lieder: Wir Christenleut ꝛc und: Für Freuden laßt uns springen ꝛc. angestimmt und in der Stadt weit und breit mitgesungen werden. Dieses alles geschieht mit vieler Ordnung, und wird durch das Sonderbare, den majestätisch heiligen Sang, unter freiem Himmel in einer finstern Winternacht bei rundum erleuchteten Fenstern, sehr feierlich und rührend.

Nach Beendigung dieser Handlung macht der Stadtmusikus um 3 Uhr auf dem Stadtthurme mit Pauken und Trompeten einige Intraden, und der Cantor der lateinischen Schule, welcher sich ebenfalls mit seinen Chorsängern dahin begeben hat, singt unter Pauken- und Trompetenschall mit demselben zuförderst das Lied: Allein Gott in der Höh sey Ehr ꝛc. (worein die auf dem Ringe Versammelten wieder einstimmen) und führt hiernächst eine dazu gesetzte Vocal- und Instrumentalmusik auf, nach welcher um 4 Uhr in der evangelischen Pfarrkirche die Christnacht eröffnet, das bekannte Lied: Quem pastores etc. von 4 vertheilten Chören der sämmtlichen Schulknaben unter Begleitung der Orgel, abgesungen, und hiernächst eine vollständige Vocal- und Instrumentalmusik aufgeführt wird, während welcher Zeit denn, so wie nachher noch, die ganze Kirche von großen und kleinen Kindern mit Sternen von mit Oel getränktem Papier, sogenannten Wachsbäumen und dergl., die mit unzähligen Wachslichtern bespickt sind, erleuchtet wird. Dann wird eine Predigt gehalten, und endlich mit dem Te

Deum

Deum unter Trompeten- und Paukenschall um 6 Uhr des Morgens diese nächtliche Feier geschlossen.

Damenführung.

Die Gewohnheit der Chapeaux, die Damen sowohl über die Straße als auch von einem Zimmer in das andre zu führen, soll von den sehr hohen Absätzen herrühren welche die letztern einmal in Frankreich getragen haben, bei denen es ohne große Uebung gar nicht möglich war, unter hunedrt Schritten nicht einen Fehltritt zu thun. Die Damen mußten sich also an Jemanden anschließen, der fester stand und ging, als sie selbst, um keinen Fehltritt zu thun.

Eidschwurformalität.

Das Kloster Dönebrok in Ostfriesland zankte sich im Anfange des sechszehnten Jahrhun-

derts mehrere Jahre lang mit verschiedenen Eingesessenen in der angränzenden Kommune Bellingvolde im Gröningerlande, über den Besitz einiger Ländereien. Endlich traten im Jahre 1521 der Graf Edzard von Ostfriesland und der Bischof Erich von Münster ins Mittel, um den Streit zu schlichten. Jener sandte seinen Geheimen Rath Ulrich von Dornum, und dieser seinen Drosten von Neuenhaus, Hans Scherpenborg, zu den streitenden Parteien. Die Vermittler ließen durch besondre Schiedsrichter die Parteien verhören, und die bestrittene Gegend in Augenschein nehmen. Sie wünschten, daß der Commendator des Klosters zur Vermeidung größerer Kosten und Mühe, den Bellingvoldern nur einen kleinen Strich Landes in der Güte zukommen lassen möchte, womit diese sich begnügen wollten. Aber der Commendator weigerte sich des, mit der Bemerkung, daß er die Güter des guten St. Johannis (dem das Kloster gewidmet war,) nicht weggeben dürfe.

Hierauf wurde dem Kloster der Erfüllungseid auferlegt, so daß der Commendator desselben,

nebst zwei Konventualen, den seit undenklichen Jahren gehabten Besitz der streitigen Ländereien für das Kloster beschwören sollten. Der Commendator übernahm den Eid, und die Bellingvolder beruhigten sich ebenfalls bei demselben, nur verlangten sie zugleich, daß der Commendator das Land, welches er dem Kloster zuschwören wollte, vorher mit seinen Füßen betreten, und von Einem Ende zum andern darüber gehen sollte: eine Forderung, die sich in damaligen Zeiten, und nach den verschiedenen Solennitäten, die bei einem Eidschwure beobachtet wurden, nicht verwerfen ließ. Indeß war sie für die Klosterherren nicht ohne Schwierigkeit, und von den Gegnern mit List gewählt, — denn das streitige Land war sehr niedrig, und stand an einigen Stellen tief unter Wasser.

So wenig nun die Geistlichen die verlangte Promenade für ihren feisten Körper interessant finden konnten, so mußten sie sich doch, weil sie den heil. Johannes mit hereingezogen hatten, und ihre Ehre dabei auf dem Spiele zu stehen schien,

dazu entschließen, und sonach hatten die Bellingwolder, so wie die gegenwärtige Commission, das seltene Vergnügen, — den wohlbeleibten Commendator des Klosters mit zwei nicht minder begabten Konventualen, in Begleitung eines Notarius, über das streitige Land wandern, und die überschwemmten Stellen, so gut sie konnten, durchwaten zu sehen. Zum Frohlocken der Bellingwolder mußten sie zwar auf einigen Stellen ausweichen, die ihnen gar zu tief vorkamen, dagegen sie jedoch auf den meisten selbst ihren Bauch an das Wasser wagten. Nach der vollbrachten beschwerlichen Wanderschaft leisteten sie den verlangten Eidschwur, und der Streit war beendigt.

Einbalsamirung der Todten.

Das Einbalsamiren der Leichen, welches bei den alten Aegyptern gebräuchlich war, verdient hier zuerst in Betrachtung gezogen zu werden. Man hatte damals verschiedene Methoden zur Ein-

balsamirung, wovon die erste und kostbarste auf 12- bis 1300 Thaler zu stehen kam. Sie geschahe folgendermaßen: Die Balsamirer zogen zuerst mit einem krummen Eisen das Gehirn durch die Nase aus dem Kopfe heraus, und füllten den leeren Raum mit Spezereien an. Hierauf machten sie mit einem scharfen äthiopischen Steine in der linken Seite des Bauches eine Oeffnung, um durch dieselbe alles Eingeweide, bis auf das Herz und die Nieren, heraus zu nehmen. Alsdann erfülleten sie den hohlen Bauch mit gestoßenen Myrrhen, Caßien und andern wohlriechenden Dingen, nur nicht mit Weihrauch, und näheten hernach die Oeffnung wieder zu. Hierauf wurde der Körper noch über 30 Tage lang mit Cedernöhl und andern dergleichen flüssigen Dingen gesalbet, oder auch 70 Tage in Salpeter gelegt. Wenn dieses geschehen war, ward er gewaschen, jeder Theil mit Tüchern von feiner Leinewand umwunden, und sodann mit Schlehenharze bestrichen, dessen sich die Aegypter statt des Leims bedienten. Bei dieser Operation behielt der Körper seine völlige Gestalt und Aehnlichkeit, so daß sogar die

Haare in den Augenbraunen und Augenliedern sitzen blieben.

Die andre Art der Einbalsamirung war geringer, und kostete ungefähr 300 Thaler. Man spritzte, vermittelst eines Clystiers, Cedernsaft in den Leib, ohne ihn vorher auszunehmen, und legte ihn 70 Tage in Salpeter. Nach dieser Zeit zapfte man den Cedernsaft wieder ab, da er dann, wie man glaubt, alle Gedärme und Eingeweide zerfressen hatte und mit abführte. Der Salpeter hingegen hatte alles Fleisch verzehrt, so daß nichts als Haut und Knochen übrig war.

Die dritte und wohlfeilste Art der Einbalsamirung bestand in der 70tägigen Salpeterbeize und einigen Einspritzungen. Die Körper müssen nach dieser Operation unstreitig mit Bergpech oder Judenleim übergossen worden seyn, ob man gleich hiervon keine Nachrichten findet; denn es sind alle Mumien in eine solche Materie eingehüllt.

Das Wesentlichste bei allen diesen Arten der Einbalsamirung ist, wie man sieht, die 70tägige

Salpeterbeize, die Anfüllung des Unterleibes mit Cedernsafte, und das Umwinden und Uebergießen der Leichname, wodurch der Einfluß der Luft in dieselben verhütet wurde. Man weiß aber auch aus andern Erfahrungen, daß der Kalk (auch der Kampfer) ebenfalls geschickt sey, die Körper von der Verwesung zu befreien. Denn man findet in der Kalkerde oft unverwesete Leichen. Galenus hat schon diesen Gebrauch des Kalks gekannt, und sagt, daß er, wenn er einigemal gewaschen wird, stark austrockne, ohne zu zerfressen Die Aethiopier überzogen ihre Leichname mit Gips, und Cicero erzählt von den Persern, Herodotus aber von den Scythen, daß sie sie mit Wachs übergossen haben, um sie aufzubehalten, und den übeln Geruch zu verhüten.

Es ist aber noch ein andres Mittel vorhanden, die Leichname unversehrt aufzubehalten, und dieses haben die alten Einwohner der Insel Teneriffa besessen. Ein Reisender, der sich zu Gumier, einer Stadt auf der Insel Teneriffa, aufhielt, welche meistentheils von solchen Leuten be-

wohnt wird, die sich vom Geschlechte der alten Guanchen ableiten, ging in Gesellschaft einiger von diesen Einwohnern hin, ihre Todtenhöhlen zu besehen. Er fand die Leichname in diesen Höhlen in Ziegenfelle mit Riemen von eben solchen Häuten so künstlich eingenäht, daß die Näthe ganz unvergleichlich gerade und eben waren. Die Häute werden sehr knapp und dicht auf die Leichname gepaßt, welche meistentheils ganz sind. Man findet an denen von beiderlei Geschlechtern noch die Augen, wiewol verschlossen, die Haare auf den Köpfen, die Ohren, die Nase, die Zähne, die Lippen, den Bart, die Unterscheidungsgliedmaßen, ganz vollkommen, nur daß sie eine andre Farbe haben, und ein wenig eingeschrumpft sind. Der Reisende sahe ungefähr 3- bis 400 solcher Leichname in verschiedenen Höhlen. Einige von ihnen standen, andre lagen auf Betten von Holze, welches durch eine ihnen bekannte besondre Kunst so gehärtet war, daß kein Eisen hindurch dringen, oder ihm schaden kann. Jemand, der auf der Insel jagte, erblickte in einer Höle einen von diesen Leichnamen, welcher sehr lang

und groß war, und mit dem Kopfe auf großen Steinen lag. Nachdem die Furcht ein wenig verschwunden war, ging er hinein, und schnitt ein großes Stück von der Haut ab, welche auf der Brust dieses Körpers lag, und die geschmeidiger und biegsamer war, als man jemals einen Handschuh von Ziegenfell gesehen hatte. Es war noch so wenig vermodert, daß es ein Landmann noch viele Jahre an seinen Dreschflegel gebrauchen konnte. Diese Körper sind so leicht, als wenn sie von Stroh gemacht wären, und an einigen zerbrochenen konnte man die Nerven, Sehnen und die Adern, die wie Schnüre lagen, sehr genau beobachten.

Nach dem Berichte der ältesten von diesen Leuten war ein besonderer Stamm, welcher diese Kunst allein besaß, die sie für etwas Heiliges hielten, welches dem gemeinen Volke nicht bekannt gemacht werden durfte. Als aber die Spanier den Ort einnahmen, wurden die meisten von ihnen ausgerottet, und die Kunst ging mit ihnen verlohren. Sie haben nur durch mündliche

Sage etwas weniges von den Materialien behalten, welche bei dieser Operation gebraucht wurden. Sie nahmen nämlich Butter, die, wie einige sagen, mit Bärenfette vermischt wurde, das sie zu dem Ende in Häuten aufbewahrten. Darin kochten sie gewisse Kräuter, unter andern eine Art von wildem Lavendel, welcher häufig auf den Bergen wächst, wie auch ein Kraut, Lara genannt, von einem gummösen und klebrigten Safte, eine Art von Cyclamen, oder Erdäpfeln, wilde Salbei und einige andre Kräuter, welche die Salbe zu einem vollkommenen Balsam machten. Wenn diese Salbe fertig war, nahmen sie erst das Eingeweide aus dem Körper, und wuschen ihn mit einer Lauge, die aus Fichtenrinde gemacht war. Sie trockneten ihn des Sommers in der Sonne, und des Winters ward er in einem Ofen gebakken. Dieses wurde oft wiederholt. Darauf fingen sie ihre Salbung sowohl innerlich als auswendig an, und trockneten den Leichnam, wie zuvor. Dieses wurde so lange fortgesetzt, bis der Balsam durch den ganzen Leib gedrungen war, die Muskeln in allen Theilen durch die zusam-

mengeschrumpfte Haut erschienen, und der Körper überaus leicht ward. Nach diesem näheten sie ihn in Ziegenhäute. Den ärmern Leuten ward das Gehirn hinten heraus genommen, und man nähete sie in solche Ziegenhäute, woran die Haare noch saßen. Die reichern hingegen wurden so fein und dicht in die Häute gekleidet, daß sie noch bis auf diesen Tag ungemein geschmeidig und biegsam blieben.

Edmund Story gedenkt ebenfalls dieser sonderbaren Einbalsamirung der Guanchen. Er sagt, daß die alten Guanchen einen eigenen Balsamirer für jedes Geschlecht gehalten haben, dessen Amt darin bestanden hätte, einen gewissen Balsam aus dem Pulver von Genst, aus einer Art rauher Steine, aus Fichtenrinden und verschiedenen Kräutern zu machen, welche zusammen mit geschmolzenem Ziegenfette untereinander gemischt wurden. Wenn sie nun den Leichnam gewaschen hatten, stopften sie ihn 15 Tage lang hinter einander mit diesem Balsame voll, legten ihn in die Sonne, und wendeten ihn oft um, bis er

steif und trocken war. Wenn dieses geschehen war, schlugen sie den Leichnam in Ziegenhäute, näheten ihn mit einer erstaunlichen Zierlichkeit zu, und trugen ihn darauf in eine tiefe Höhle, wohin niemand kommen durfte. Einige von diesen Körpern, die vor tausend Jahren begraben worden waren, fanden sich noch vor, als Story zu Teneriffa war. Purchas hat zwei von diesen Körpern in London gesehen.

Wenn man aus allen diesen Operationen dasjenige herausnimmt, was sie mit einander gemein haben, so entdeckt man die Mittel, welche der Kunst eigen sind, die Leichname unverweslich zu erhalten. Man findet bei allen, daß die Körper erst ausgeweidet worden sind. Dieser Umstand ist darum nothwendig, weil die Fäulniß in den flüssigen und weichsten Theilen des menschlichen Körpers gleich nach dem Tode sehr schnell Ueberhand nimmt. Hierauf folgte die Salzbeize. Die Aegypter beizten mit Salpeter, die Guanchen mit Fichtenlauge. Hierzu kam die Ausfüllung der Leichname mit Balsam aus Erdharzen,

Honig, Mirrhen, Kampfer, Kalk, balsamischen Kräutern, und dergleichen. Die Guanchen nahmen besonders noch das Austrocknen der Körper zu Hülfe; und wenn dieses schnell und doch gemächlich geschieht, so ist es eins der zuverlässigsten Mittel zur Unverweslichkeit. Endlich kam die Verwahrung der Körper vor den Einflüssen der Luft und der Witterung hinzu. Zu dieser Absicht bedienten sich die Aegypter der Binden, und des Uebergusses von Bergpeche, die Guanchen hingegen der Ziegenhäute, in die sie die Körper dicht einnäheten, und der tiefen Felsenhöhlen, worin sie vor der Witterung sicher liegen konnten.

Ermordung betagter und kränklicher Wenden.

Die alten christlichen Schriftsteller mahlen uns den Charakter der Wenden mit den schwärzesten Farben. Allein in allen diesen Schilderungen herrscht nicht nur Uebertreibung, sondern auch

der Fehler, daß das Lobenswürdige wenig oder gar nicht erwähnt wird.

Der größte Vorwurf, welcher diesen Völkern gemacht werden kann, und welcher ihnen auch häufig gemacht wurde, ist die Grausamkeit, von welchem Laster man sie auch nicht freisprechen kann. Wir wollen der grausamen Behandlung gegen die Heidenbekehrer und ihres grausamen Verfahrens im Kriege nicht erwähnen; denn beides ließe sich noch entschuldigen, weil sie hiezu durch harte Behandlungen gereizt wurden, welche sie von den Christen erlitten, die jede Grausamkeit gegen diese Nation für erlaubt hielten.

Weit verabscheuungswürdiger war aber ihr Betragen gegen ihre nächsten Blutsverwandten, welches jedes menschliche Herz empören und dasselbe mit Abscheu und Verachtung erfüllen muß. Sie ermordeten nicht nur ihre kranken Knechte, ondern auch ihre alten, schwachen Eltern und kranken Kinder. Dies ist unstreitig der höchste Grad von Grausamkeit, welcher auch den größten Ab-

scheu verdient. Eine solche unnatürliche Handlung mußte aber auch ihren Grund haben, und derselbe lag bei den Wenden in ihren Religionsbegriffen. Denn nach denselben konnten nur die im Kriege Getödteten, oder die auf eine gewaltsame Art ihres Lebens Beraubten, an den Freuden eines künftigen Lebens Antheil nehmen. In dieser Rücksicht verdienen sie also mehr unser Mitleiden, als unsern Abscheu, besonders, wenn man bedenkt, daß sie durch falsche Religionsgrundsätze zur Verleugnung der natürlichen Empfindungen verleitet wurden.

Fackeltanz.

Der Fackeltanz ist eine Feierlichkeit, welche nur bei den Vermählungen fürstlicher, gekrönter und regierender Herren Statt findet. Schon in der griechischen Geschichte finden wir den Gebrauch, daß bei Hochzeiten die Verlobte ihrem Brautigam durch Paranympfen tanzend ins

Haus zugeführt, und dabei die brennende Hochzeitsfackel vorgetragen wurde. Die Römer, welche bekanntlich die meisten Gebräuche und Feierlichkeiten der Griechen nachahmten und bei sich einführten, ließen bei ähnlichen Gelegenheiten den Bräuten eine, zwei oder wol drei Fakkeln vortragen, weil sie die Fackeln überhaupt als ein günstiges Sinnbild schätzten. Bei den Griechen und Römern waren die Brautführer die ersten und würdigsten Personen in der Familie, die Fackelträger aber waren nach diesen die Hauptpersonen. Der Aufzug geschah unter Gesang und Klang und vielem Pompe öffentlich, und man lud dazu junge, wohlgebildete Leute ein. Dieses Fest gehörte sowohl bei den Griechen als Römern unter die kirchlichen Gebräuche, welches sich hernach in den christlichen Zeiten in eine weltliche Feierlichkeit umänderte, und sich so bis auf die gegenwärtigen Zeiten fortpflanzte. Als der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große, seine Residenz von Rom nach Byzanz verlegte, und dieser Stadt den Namen Constantinopel gab, ließ der Kaiser die Gebräuche des Hofes in Re-

geln

geln bringen, und ausführlich beschreiben, in welchem Werke denn auch eine genaue Beschreibung des Fackeltanzes enthalten ist. So war also dieser Tanz von Rom aus an dem ersten christlichen Hofe schon im vierten Jahrhunderte eingeführt, und pflanzte sich, so wie viele andre Gebräuche, bis an den Hof der deutschen Kaiser fort. Als im zehnten Jahrhunderte Heinrich der Vogler Turniere und andre Ritterspiele anordnete, und dazu den hohen deutschen Adel zusammenberufen ließ, suchte er zugleich die gefährvollen Ritterübungen durch sanftere Belustigungen zu mildern, wozu die Damen von fürstlicher Abkunft, oder vom hohen Adel eingeladen wurden. Sie waren nicht nur Zeugen des ritterlichen Kampfes, sondern übernahmen auch das Geschäft, den siegenden Rittern diejenigen Belohnungen, welche ihnen durch den Ausspruch der Kampfrichter zugesprochen wurden, persönlich darzubringen. Der belohnte Ritter reichte darauf seiner Dame die Hand zum Vortanze, bei welchem mehrere brennende Fackeln vor- und nachgetragen wurden. So entstand in Deutschland der Fackeltanz, wel-

cher beinahe in allen Stücken eine unveränderte Nachahmung des ehemaligen Rittertanzes ist.

Fehde-Gebräuche.

Das altdeutsche Wort Fehde bedeutet, überhaupt genommen, jede Uneinigkeit, die sich in Thaten äußert; im besondern Sinne versteht man aber darunter einen feindlichen Ueberfall mit Mannschaft, den ein Unterthan des deutschen Reichs gegen den andern verübte, um angethane Beleidigungen ohne Hülfe der Obern zu rächen. Die Neigung zu Fehden lag schon im Nationalcharakter der Deutschen; denn das Gefühl ihrer eigenen Tapferkeit gab ihnen ein solches Vertrauen zu sich selbst, daß sie, ohne erst, gleich Hülflosen und Schwachen, die Obrigkeit um Schutz anzuflehen, sogleich selbst mit dem Beleidiger in offener Fehde kämpften. Ein Volksglaube, daß nemlich die Götter dem Gerechten den Sieg schenkten, unterstützte diese Selbsthülfe, die die schäd-

lichsten Folgen hervorbrachte, indem im Mittelalter Freiheit in Zügellosigkeit überging, und der Adel, unter dem Vorwande des Lehnssystems, seinen eignen Unterthanen, seinen Mitständen und selbst dem Kaiser so viele Rechte, als möglich, zu entreißen suchte. Die Regenten waren zu schwach, um die immer mehr überhandnehmenden Befehdungen zu hindern: ja man verließ die alte Redlichkeit so sehr, daß man Raubschlösser errichtete, und seinen Feind nicht öffentlich angriff, sondern heimlich gleich Meuchelmördern niedermachte, Kirchen und milde Stiftungen und selbst Obrigkeiten befehdete. Sogar Bürger und Gesinde machten ihre Zwiste durch Selbsthülfe dieser Art aus. Man kannte nun in Deutschland keine Gesetze, keine Verfassung mehr; überall herrschte der Stärkere, und das Faustrecht (denn so nannte man das angebliche Recht zur Fehde) hatte alle Ordnung und Sicherheit verdrängt. So war der Zustand unsers Vaterlandes vom zehnten bis zum funfzehnten Jahrhunderte; die Bemühungen der Regenten, diesem Unheil ein Ziel zu sezzen, waren meistentheils ganz vergeblich; und

D 2

selbst die Geistlichkeit arbeitete den weltlichen Herrschern hierbei entgegen, um sie zu schwächen. Die Kaiser machten vom Anfange des elften Jahrhunderts sehr viele Landfrieden, d. h. Verordnungen zu Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Tilgung der Befehdungen; aber der Erfolg entsprach ihren ruhmwürdigen Absichten nur wenig. Sie konnten es bloß dahin bringen, daß man Kirchen, milde Stiftungen und landesherrliche Schlösser schonte (ersteres hieß Gottesfriede, letzteres Burgfriede), und daß man auf gewisse Jahre oder in gewissen Bezirken die Fehden einiger Maaßen unterließ. Sie bewirkten auch, daß man die Fehde jedes Mal wenigstens drei Tage vorher durch einen Fehdebrief oder auf eine andre Art ankündigen mußte, und sezten die härtsten Strafen für diejenigen fest, die ohne gegründete Ursache, aus bloßer Rachsucht oder Raubgierde, Feindseeligkeiten anfingen. Allein erst Kaiser Maximilian I. konnte 1495 auf dem Reichstage zu Worms einen allgemeinen und beständigen Landfrieden zu Stande bringen; und durch diesen sowohl, als durch seine übrigen An-

stalten zur Beförderung der Ordnung, wurden die Fehden größten Theils abgeschafft. Die Sicherheit Deutschlands wurde unter dessen Nachfolgern, besonders unter Carl V., noch mehr befestigt; die Befehdungen hörten in dem sechszehnten Jahrhunderte ganz auf; eine der letzten wurde von Wilhelm von Grumbach 1563 gegen den Bischof von Wirzburg verübt. Die Reste der ehemaligen Unruhen und Verwirrungen wurden durch Gerichtshöfe oder in Güte auf rechtmäßige Art aufgehoben; und was noch nicht in die gehörige Ordnung gebracht war, gewann durch den Westphälischen Frieden, dem wir vorzüglich die heutige ruhige Verfassung unsers Vaterlandes verdanken, eine bessere und regelmäßige Form.

Fehmgericht oder Blutbann.

Die Fehm ist eine alte sächsische Benennung der peinlichen Gerichtsbarkeit und des Gerichts, welches sie ausübt. Man nennt sie jetzt gewöhnlicher die westphälischen Freigerich-

te. Sie trieben einst, vorzüglich im 15ten Jahrhundert, ihr Wesen so heillos und furchtbar, daß sie Schrecken über ganz Deutschland verbreiteten; und waren unstreitig unter die größten Landplagen und ärgsten Bedrückungen zu rechnen. Sie verbreiteten ihre schreckliche Gerichtsbarkeit über alle Provinzen Deutschlands, und waren im 15ten Jahrhunderte am furchtbarsten, beides für Fürsten und Unterthanen. Der Ort, wo dieses Gericht seine Sitzungen hielt, hieß der freie Stuhl; der Oberrichter aber Freigraf oder Stuhlgraf; und die übrigen Richter und Beisitzer hießen Freischöppen. Sie richteten, unter kaiserlichem Ansehn, über die großen Verbrechen, deren Bestrafung der Kaiser sich selbst vorbehalten hatte, und über Alle, die sich vor ihrem Richter nicht stellen wollten. Westphälische Gerichte nannte man sie, weil der Kaiser oder sein oberster Stuhlherr bloß in Westphalen, an einem freien Stuhle und unter dem Beistande von drei oder vier Beisitzern, Freischöppen ernennen durfte.

Freie Stühle waren aber nicht allein in West-

phalen, sondern in allen Ländern von Deutschland, und der Freischöppen rechnete man damals über 100000. Sie erkannten in einer heimlichen Acht, d. h. sie verurtheilten in der Stille, und die Freischöppen vollstreckten das Urtheil an dem Straffälligen da, wo sie ihn fanden. Keiner vom Volke kannte die Freischöppen ausser denen, die zum freien Stuhl selbst gehörten: unerkannt lebten die Freischöppen in ganz Deutschland, und waren durch den fürchterlichsten Eid verbunden, Vater und Bruder, Mutter und Schwester, Freunde und Verwandte, vor dem freien Stuhle anzugeben, wenn sie etwas verbrochen hatten, das hier strafwürdig schien. Keiner wußte, wie — und von wem — er angeklagt worden wäre. Die Freischöppen schlichen sich des Nachts ungesehen und unbemerkt an die Mauern eines Schlosses oder einer Stadt, und schlugen an die Pforten eine gerichtliche Ladung an, daß der oder jener Fürst, Herr oder Bürger, an dem und dem Orte vor dem Freistuhle erscheinen und sich wegen einer gewissen Sache verhören lassen solle. War dies dreimal geschehen, und

der Beklagte erschien nicht, so wurde er in der heimlichen Acht verdammt, und noch einmal vorbeschieden. Blieb er nochmals aus, so wurde er für vogelfrei erklärt, und ein unsichtbares Heer verfolgte ihn bis zum Tode.

Die Wissenden, so nannte man die Freischöppen, erkannten sich an einem gewissen Zeichen, und leisteten sich einander hülfreiche Hand. Fanden sie einen Verurtheilten, so hängten sie ihn an einen Baum auf der Landstraße mit weidnen Ruthen, und nie an einen Galgen, um anzuzeigen, daß sie nicht an die herrschaftliche Gerichtsstätte gebunden wären. Widersetzte sich der Unglückliche, so durchbohrten sie ihn, banden den Körper an den Baum und steckten ihr Messer dabei, zum Zeichen, daß er nicht ermordet, sondern von den Freischöppen gerichtet worden wäre. Das tiefste Geheimniß deckte alle ihre Handlungen; und noch bis jetzt ist ihre ganze innre Einrichtung ein Räthsel. Selbst der Kaiser, der oberste Stuhlherr, wußte nicht, was in der heimlichen Acht, wo er nicht zugegen war, vorging;

und seine Fragen darnach blieben größtentheils unbeantwortet. Den Freischöppen gebührte nach gesprochenem Urtheile keine weitere Einwendung, sondern der strengste Gehorsam. Auch wenn sie den Verurtheilten als den unschuldigsten und rechtschaffensten Mann kannten, so mußten sie ihn doch ohne Widerrede aufhängen. Dies bewog fast jeden Mann von Ansehn und Macht, sich zum Freischöppen machen zu lassen, um vor diesem fürchterlichen Gerichte eher in Sicherheit zu seyn. Fürsten, Minister, Räthe, Gelehrte, Adliche, — alles ließ sich damals zu Freischöppen aufnehmen.

Unter den Dienern des brandenburgischen Hofes findet sich ein gewisser Nolleka von Meldrik, der einige freie Stühle unter seinem Gebiete hatte, und der im Jahre 1634 einen Vergleich mit dem damaligen Statthalter der Mark, dem Prinzen Johann, schloß, nach welchem er für dreißig Gülden den Einwohnern der Altmark und Havelberg bei dem heimlichen Gerichte helfen und rathen wolle. Im Jahre 1449 schlossen die Stände der Altmark einen

Verein, um sich den Gewaltthätigkeiten der freien Gerichte zu widersetzen: aber Jahrhunderte vergingen, ehe die Fürsten und Stände die Obergewalt über diese vom Kaiser beschützten Freistühle errangen; sie verloren ihre Macht nur allmählig, und sind niemals durch Reichsgesetze aufgehoben worden.

In einem bei dem schwäbischen Bund im Jahre 1515 verhandelten Prozeß bezeugen

1) Rudolph von Hoheneck, ein Edelmann zu Trochtelsing,
2) Bartholomä Beißer, Burgvoigt zu Wallerstein,
3) Wilhelm Jäger von Oettingen,
4) Hans Wirsing von Illenschwang, und
5) Klaus Stoß von Hohentrüchdingen,

folgenden merkwürdigen Vorfall:

„Vor 45 Jahren, mithin im Jahre 1470, hätten sich die Wissenden, vierzehn an der Zahl, nach Wildburgstetten begeben, dort

selbst einen Tag angeschlagen und rechtliche Handlungen pflegen wollen. Als aber der damals regierende Graf Ulrich von Oettingen des berichtet worden, habe er alsogleich 30 Mann zu Pferd und 200 zu Fuß abgeordnet, die Wissenden im Wirthshause aufheben und ihrer 13 gefangen nach Wallerstein und Oettingen führen, und im Unwillen und mit dem Entschluß, sie zu ertränken, bereits Säcke machen lassen, von welchem schmählichen Tode sie die Fürbitte der öttingischen Edelleute gerettet habe. Der vierzehnte von ihnen hingegen, Kaspar Schnitz, ein Beck von Dinkelsbühl, der sich bei seiner Gefangennehmung habe wehren wollen, sey erstochen worden.

Es fragt sich also, was sind denn diese Wissenden für Leute gewesen? Der Burgvoigt Beisser hielt sie für Zauberer, weil man sie ertränken wollte. Die wahre Erklärung aber giebt uns ein öttingsches Klaglibell vom Jahre 1515; denn da heißen sie: Des heimlichen oder westphälischen Gerichts Wissende oder Schöpfen.

Der Ursprung dieses Gerichts wird schon Kaiser Karl, dem Großen, zugeschrieben. Jedoch erstreckte sich dasselbe Anfangs nur auf Westphalen, wo es unter der Oberaufsicht des Herzogs von Westphalen ein kaiserliches Landgericht vorstellte, und mit einer Inquisition gegen die Ketzer und Ungläubigen verbunden war.

Im Jahre 1371 errichtete Karl IV. einen Landfrieden in Westphalen. Als nun diesem nach und nach die mehresten Stände Deutschlands beitraten, und zu dessen Handhabung besondre Friedensgerichte aufstellten, so geschah es, daß diese Friedensgerichte durchaus den Namen und die Form der heimlichen westphälischen Gerichte annahmen und sich durch diese Veranlassung über das ganze Reich verbreiteten. Denn obgleich Kaiser Wenzel im Jahre 1387 den westphälischen Landfrieden wieder aufgehoben und einen andern nachher errichtet hat, so sind doch die heimlichen westphälischen Gerichte bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts geblieben, und haben durch ihre Grausamkeiten und Ausschweifungen die lautesten Klagen verursacht.

Insbesondre giebt man den heimlichen Gerichten in Klagenfurth schuld, daß sie einen des Diebstahls bezüchtigten Menschen zu allererst gehenkt, und dann sich niedergesetzt und untersucht hätten, ob er wirklich gestohlen habe, oder nicht. Auch Spangenberg in seiner Mansfeldschen Kronik erzählt, sie seyen so vermessen geworden, daß sie vermeint, ihre Gewalt erstrecke sich durchs ganze deutsche Reich; daher sie denn ohne Scheu so weit gegriffen, unschuldige Leute ihres Gefallens zum Tode verurtheilt und ums Leben gebracht und darnach allererst erkennen lassen, ob ihnen Recht oder Unrecht geschehen sey.

Das Gericht mußte die kaiserliche Hoheit oder Gerichtsbarkeit der Hofgerichte anerkennen, wiewohl es sich selbst die Freiheit nahm, den Kaiser Friedrich III. um Leib, Ehr und Gut vorzuladen. Die oberste Aufsicht hatte der Kurfürst von Köln, als Herzog in Westphalen. In Dortmund war ein Generalkapitel, wohin man von den andern Gerichten appelliren und sich Raths erholen konnte.

Die richtenden Personen waren Stuhlherren und Freigrafen, welche das Gericht in einem be-

stimmten Bezirk vom Kaiser zur Lehen überkommen hatten, und den Vorsitz führten. Ihre Beisitzer, deren wenigstens 14 seyn mußten, waren die Freischöppen, welche darum die Wissenden hießen, weil sie der Heimlichkeiten des Gerichts wissend waren. Jeder Freigraf und Freischöppe mußte auf der rothen Erde, d. i. in Westphalen, belehnt und beeidigt worden seyn.

Es gab keine Stadt, keine Regierung, und keine Kanzlei, unter deren Bürgern und Mitgliedern nicht Wissende verborgen gewesen wären. In Nördlingen mußte jedesmal der Stadtschreiber ein Wissender seyn, welcher sogar eine eigne Gerichtsordnung in Verwahrung hatte. Auch Graf Wilhelm von Oettingen war ein substituirter Freigraf, weswegen er im Jahre 1467 als westphälischer Richter die Reichsstadt Weißenburg mit Exekuzion hatte überziehen wollen.

Die Art, bei diesem Gerichte zu verfahren, war verschieden, je nachdem der Beklagte abwesend oder gegenwärtig, wissend oder unwissend, und von einem Schöppen oder einem Unwissenden

angegeben war. Auf alle Fälle aber war die schnellste Exekuzion zur Hand, und wenn sich auch einer durch die Flucht retten oder verbergen wollte, so schlichen sich wenigstens immer vier Wissende aufs geheimste im ganzen Reiche herum, die den Geflüchteten aufspürten, und, wo sie ihn fanden, an dem nächsten besten Baume aufknüpften.

Heimlich hießen diese Gerichte daher, weil die Anklagen ins geheim geschahen, das Urtheil und selbst die Exekuzion geheim und in der Stille gefällt und vollzogen wurden. Und auch das, ob einer ein westphälischer Freischöppe und Wissender sey, war für den Ungeweihten ein Geheimniß. Bei ihrer Annahme mußten die Schöppen durch den feierlichsten Eid geloben:

„daß sie wollten die heilige Fehme verheelen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint und der Regen benetzt, vor alle dem, das zwischen Himmel und Erde schwebt."

Wenn sie nun diesen Eid abgelegt, und die Heimlichkeiten erfahren hatten, so wurde ihnen zu-

gleich die angeblich schon von Kaiser **Karl** dem Großen gesetzte Strafe des Verräthers eröffnet, nach welcher derjenige, der das geringste den Menschen oder den Thieren offenbaret, unvertagt ergriffen, ihm seine Hände und Augen verbunden, die Zunge herausgerissen, und er an einen dreifachen Strick sieben Schuh höher, denn ein andrer Dieb, gehenkt werden solle.

Die Feierlichkeiten, womit sich das heimliche Gericht versammelte, waren an mehrern Orten folgende:

Um Mitternacht versammelten sich die Wissenden auf dem Kirchhofe desjenigen Dorfs oder Fleckens, in welchem sie ihr Gericht zu halten gesonnen waren. Mit Anbruch des Tages verkündigte das Läuten aller Glocken den Einwohnern die Ankunft dieser furchtbaren Gäste. Alles, Groß und Klein, mußte sich nun auf das freie Feld begeben, und in einen Kreis niedersetzen, in dessen Mitte der Freigraf nebst seinen Schöppen saß, und Degen und Strick vor sich liegen hatte.

Die

Die Verbrechen, über welche er von den Schöppen heimliche und von den Unwissenden öffentliche Anklagen annahm, waren folgende: Ketzerei und Unglauben, Kirchenraub, Hochverrath, Mord und Mordbrennerei, Nothzucht, Räuberei, Diebstahl, Verweigerung Rechtens und Widerspenstigkeit gegen das Gericht, seine Schöppen und Boten rc.

Saß im Kreise irgend Jemand, der wegen solcher Vergehen nicht im besten Rufe war; so trat ein Schöppe zu ihm hin, berührte ihn mit seinem weißen Stabe und sagte ihm leise die Worte ins Ohr: Freund, es ist anderswo so gut Brod essen, wie hier; das heißt: Freund, wenn du kein gutes Gewissen hast, so steh auf, geh davon. War nun der auf diese Art gewarnte Mann sich nichts Böses bewußt, so konnte er es darauf ankommen lassen, und sitzen bleiben. Wenn aber einer dem Landfrieden nicht recht trauen wollte, so war ihm erlaubt, aufzustehn, und öffentlich davon und aus dem Lande zu gehn; niemand durfte eine Hand an ihn legen. Nur war sein ganzes Vermögen

dann verfallen. Wenn hingegen der warnende Schöppe zum drittenmale mit seinem Stabe jemanden berührte, so war es ein Zeichen, daß er eines Verbrechens nicht nur verdächtig, sondern auch heimlich wirklich angeklagt und überwiesen worden war. Und auf diesen Fall wurde der Unglückliche ohne weitre Umstände sogleich gebunden und an den nächsten Balken oder Baum hingehenkt.

Das Henken war überhaupt die gewöhnliche und einzige Strafe, deren sich die westphälischen Richter gegen anerkannte Verbrecher, ohne Ausnahme des Standes und der Person bedienten. Auf diese Art ward im Jahre 1385 sogar ein Graf von Wernigerode durch die Wissenden gehenkt. Gemeiniglich mußten die jüngsten Schöppen dieses Amt versehen; aber auch dies geschah so geheim, daß man bei keinem erfuhr, wer sein Henker gewesen war. Noch im Jahre 1515 hat Herzog Ulrich von Würtemberg als Freischöppe den Johann von Hutten im Böbiinger Walde mit eigner Hand zum Tode gebracht.

Wenn man nun diese furchtbare Gewalt der Wissenden betrachtet, so muß man allerdings erstaunen, daß Graf Ulrich so kühn seyn konnte, ein ganzes Gericht aufheben zu lassen, und zu einem schmählichen Tode in den Säcken zu bestimmen: zum Theil aber läßt sichs wol erklären, denn

1) ist wahrscheinlich Graf Ulrich selbst, wie sein vorher schon verstorbner Bruder, Wilhelm, ein Wissender gewesen. Mithin mußten diese Schöppen gegen ihn schon mehrere Rücksicht, als gegen einen andern, haben.

2) Einige Jahre vorher, nämlich im Jahre 1461, haben sich Oesterreich, Pfalz, Baiern, Würtemberg, Baden, nebst mehrern Prälaten, Grafen und Städten in Schwaben, verbunden, den westphälischen Richtern einmüthig und mit Gewalt zu widerstehen. Graf Ulrich konnte sich also auf den Beifall und die Unterstützung dieser verlassen.

3) Die Wissenden zu Wildburgstetten mußten sich diese Behandlung um so eher gefallen lassen, weil sie sich ohne Ordnung und ohne

den nöthigen Beisitz eines Freigrafen versammelt hatten. Vielmehr haben sie ferner

4) gegen ihre eignen Statuten gefehlt, daß sie sich unzuständiger Weise in den Sprengel eines andern Stuhlherrn und Landrichters eingemischt. Wozu noch

5) kommt, daß die Grafen von Oettingen ausser den Privilegien ihres Blutbanns und kaiserlichen Landgerichts, nicht nur von allen und jeden Land- und andern Gerichten, sondern sogar von den höchsten Hofgerichten, um so vielmehr also auch von den untergeordneten westphälischen Stühlen, durch viele Begnadigungen eximirt und befreit, und vor niemand, als dem Kaiser unmittelbar oder vor dessen Hofmeister, Red und Antwort zu geben schuldig waren.

Durch das erwähnte Bündniß vom Jahre 1461 mögen die westphälischen Gerichte schon einen starken Stoß bekommen haben. Der damals regierende Kaiser, Friedrich III., schränkte sie aus eignem Antriebe immer noch weiter ein. Kai-

ser Maximilian stellte ein bestimmtes und wohlgeordnetes höchstes Reichs- und Kammergericht auf, und Kaiser Karl V. publizirte eine ganz neue peinliche Gerichtsordnung, wodurch eine Menge bisheriger Unordnungen abgestellt worden sind. Und da auch während dieser Zeit sich die Landeshoheit der Stände gegen die kaiserliche Gerichtsbarkeit, deren Ausfluß die westphälischen Gerichte waren, immer mehr und mehr bewährte und befestigte; so ist es durch diese vereinigten Umstände geschehen, daß die westphälischen Gerichte in gänzlichen Verfall kamen, und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von sich selbst aufhörten.

Feuerprobe.

Die Feuerprobe, dies berühmte Gottesurtheil unsrer deutschen Vorfahren, bestand gewöhnlich in Proben mit glühenden Eisen, die auf verschiedene Art in Gegenwart der Richter vorgenommen wurden. Es mußte nämlich die ange-

klagte Person, um ihre Unschuld darzuthun, dieses Eisen entweder in bloßen Händen tragen, oder mit entblößten Füßen darüber gehen, in welchem letztern Falle man immer einige glühend gemachte Pflugscharen zusammenlegte. Bemerkte man Spuren der Verletzung, so wurde das unglückliche Schlachtopfer zur Strafe verurtheilt, die gemeiniglich im Tode bestand; fand man die von Eisen berührten Glieder unversehrt, so hielt man dies für ein Zeichen, daß Gott selbst die Unschuld des Angeklagten offenbart habe. Statt des glühenden Eisens bediente man sich aber auch andrer Gegenstände; z. B. glühender Handschuhe; auch mußte zuweilen die verdächtige Person durch ein Feuer oder mit bloßen Füßen über glühende Kohlen gehen. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts kam dieser ungewisse und grausame Beweis der Unschuld, der Tausende auf die ungerechteste Art hingeopfert hatte, zur Ehre der Menschheit ganz außer Gebrauch.

Michael Paläologus, einer der größten griechischen Kaiser, sollte sich, da er noch ein blos-

ser Privatmann war, von einer Anklage durch die Feuerprobe reinigen. Er weigerte sich aber schlechterdings, die Probe auszuhalten, und versicherte, er wolle sich jedem andern Beweise seiner Unschuld unterwerfen, allein er sey schlechterdings in dem Geheimnisse unerfahren, wie man, ohne von Stein oder Metall zu seyn, ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, und sich nicht verbrennen könne. Niemand drang heftiger in ihn, sich dennoch der Probe zu unterziehen, als der Erzbischof Phokas von Philadelphia.

„Herr Erzbischof," antwortete ihm Michael, „ich bin ein armer Sünder, der im Staube kriecht, und zu blind ist, etwas Göttliches in dem allen entdecken zu können. Ihr aber seyd ein heiliger Mann, dem die Geheimnisse des Himmels enthüllt sind, und der Wunder thun kann. Nehmt mit Euren heiligen Händen dies glühende Eisen, und legt es in die meinigen, so will ich es mit Zuversicht auf meine Unschuld tragen, wohin Ihr wollt." — Der Erzbischof war weit entfernt, diesen Antrag anzunehmen, und die Richter erklärten den angeklagten Michael für unschuldig.

Feudalsystem.

Dieser aus dem Lateinischen abgeleitete Ausdruck bezeichnet die Befugnisse und Verbindungen, welche bei einem Lehn (feudum) vorkommen. Unter einem Lehn versteht man aber im allgemeinsten Sinne jedes Grundstück, dessen Nutzungen und Gebrauch an jemand unter der Bedingung gewisser Dienstleistungen überlassen werden. Es hat nicht an Männern gefehlt, welche den Ursprung dieser Einrichtung schon in dem grauesten Alterthume zu finden geglaubt haben; eigentlich aber ist er bei den alten Deutschen zu suchen. Diese kannten von den frühesten Zeiten an gewisse Einrichtungen, welche mit den spätern Lehnsverbindungen einige Aehnlichkeit hatten, und bildeten sie nach den Zeiten der Völkerwanderungen weiter aus. Da die deutschen Völkerschaften von den Römern große Provinzen erobert hatten, und bei ihnen an baarem Gelde, wie bei allen noch unkultivirten Völkern, Mangel war; so erhielten die Krieger von den Heerführern Ländereien zu ihrem Gebrauche, und mußten dafür gewisse Dienste lei-

ſten. Man fand dieſes Verhältniß ſo brauchbar, daß man bald anfing, auch andre Dinge, z. B. gewiſſe Vorrechte oder Bedingungen, auf die nämliche Art zu vergeben. In den ſtürmiſchen Zeiten des Mittelalters, wo Raub und Befehdungen eben ſo gewöhnlich waren, als in neuern Zeiten Hofränke und Kabalen, ſchloſſen ſich die Schwächern an die Mächtigern an, und wurden, um in dem ruhigen Beſitze ihrer Güter zu bleiben, Lehnsleute von ihnen. Kein Wunder alſo, daß ſich das Feudalſyſtem über das ganze chriſtliche Europa ausbreitete, und überall Bewunderer und Nachahmer fand. Anders urtheilte man in neuern Zeiten darüber, nachdem zumal ein ſehr raſcher Schluß der franzöſiſchen Nationalverſammlung in der Nacht vom 4. Aug. 1789 alle Lehnsverbindungen in Frankreich aufgehoben und als einen ſchädlichen Ueberreſt der ehemaligen gothiſchen Barbarei gänzlich verworfen hatte. Im Auslande erhielt dieſes Dekret beinahe eben ſo viele Bewunderer als in Frankreich ſelbſt, und der ſchon geſunkene Credit der Feudalverfaſſung fiel dadurch noch mehr. Man ging

aber bei der Würdigung dieser alten Einrichtung zu tadelsüchtig zu Werke, und übersah dabei das Gute, das ehemals durch sie bewirkt worden ist, und auch jetzt noch bewirkt wird, weil sie als ein allgemeines Band anzusehen ist, welches die verschiedenen Land- und Staatseigenthümer mit ihren Oberhäuptern näher vereinigt. Und wenn auch der Nutzen der Lehnsverbindung jetzt nicht mehr so auffallend ist, als ehemals; so würden doch die bedenklichen Folgen, welche unausbleiblich zu erwarten ständen, wenn man eine Verbindung, die mit den Grundgesetzen der meisten europäischen Staaten aufs innigste verwebt ist, aufheben wollte, allein hinreichend seyn, dieselbe nicht zu rasch wegzuwünschen. Frankreichs Beispiel ist für die Meinung des Gegentheils nicht hinlänglich; denn in keinem andern Lande ist mit dem Lehnswesen so viel Unfug und Mißbrauch getrieben worden, als in diesem; und es war daher den Einwohnern nicht zu verdenken, wenn sie sich davon je eher je lieber befreit zu sehen wünschten.

Feiertage der Christen.

Im Anfange christlicher Gemeinschaften feierten die Christen des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung alle diejenigen Feste, welche die Juden feierten. Sie waren zum Theil aus dem Judenthume zum Christenthume übergegangen, und konnten sich lange Zeit nicht gänzlich vom Judenthume losmachen. Selbst die Apostel hielten auf die jüdischen Feste. So wurde das Passafest, das Pfingstfest und andre Feste mehr gefeiert. Nur nach und nach fingen die Christen an, sich vom Judenthume zu entfernen, die jüdischen Gebräuche abzuschaffen, und die Feste, die sie aus dem Judenthume mit herüber genommen hatten, in christliche Feste zu verwandeln. Sie behielten zwar die angenommenen Feste selbst bei, widmeten sie aber dem Andenken irgend einer wichtigen Begebenheit der christlichen Religion. So wurde aus dem Passafeste das Osterfest zum Andenken der Auferstehung Christi, aus dem Pfingstfeste (diesem Erntefeste der Juden) das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes, aus der Feier

des Sonnabends, der Sonntag, weil er durch die an diesem Tage geschehene Auferstehung des Herrn für die Christen ein sehr wichtiger Tag war. Da viele der ersten Christen auch unter den Heiden lebten, und auch viele von diesen aus dem Heidenthume zum Christenthume übergegangen waren: so gab dies Gelegenheit, viele heidnische Feste mit anzunehmen und ihnen sowohl, als den an denselben üblichen Gebräuchen, eine den christlichen Begriffen gemäße Deutung zu geben. So entstand das Weihnachtsfest, welches offenbar eine Nachahmung der Saturnalien der Römer war, Mariä Lichtmeß u. a. m. Und da in der Folge der Zeit die christliche Religion auf den Thron kam, und die Geistlichen ihre Macht und Ansehn so sehr ausbreiteten, so war man darauf bedacht, der christlichen Religion mehr äußern Glanz und Würde zu geben: und das um so viel mehr, da dieser äußere Glanz zugleich auf die Geistlichkeit einen neuen Schimmer warf. Man suchte also jede Gelegenheit in der Geschichte der Religion auf, und machte sie durch ein Fest merkwürdig, und wo die wahre Geschichte nicht

hinreichte, mußten erdichtete Erzählungen, die man den leichtgläubigen und unwissenden Laien sehr leicht glaublich machen konnte, Gelegenheit zu neuen Festen geben. So entstand in der Folge das Fest der Reinigung Mariä, Mariä Heimsuchung, das Fest der Himmelfahrt Mariä, Allerseelen, Allerheiligen, Kreuzerfindung u. a. m.

Die vorzüglichsten, von den Christen der katholischen und protestantischen Kirche gefeierten, Festtage sind folgende:

1.

Das Fest der Beschneidung. *)

Dieß Fest gehört unter die neuern Feste. Denn nur erst im elften Jahrhunderte finden

---

*) Dieß hier Nr. 1. genannte Fest, so wie die nächsten 8 Feste, welche hier nächstdem beschrieben werden, heißen die unbeweglichen Feste, weil sie alle Jahr auf den nemlichen Monatstag fallen. Die beweglichen Feste, die sich alle

wir dieses Festes erwähnt; und es scheint nur alsdann aufgekommen zu seyn, da man, statt das Jahr mit dem Osterfeste anzufangen, wie es sonst gebräuchlich war, es nach dem julianischen Kalender mit dem 1sten Januar anfing. Es wäre sonst wol passender und natürlicher, das Jahr mit einer von den Sonnenwenden, oder

---

nach dem Osterfeste richten, das bald früher, bald später fällt, heißen: 1) Septuagesima; 2) Sexagesima; 3) Quinquagesima oder Estomihi (Fastnachten und Aschermittwoch); 4) Quadragesima oder Invocavit; 5) Reminiscere; 6) Oculi; 7) Lätare; 8) Judica; 9) Palmarum (Charwoche; Gründonnerstag; Charfreytag); 10) Ostern; 11) Quasimodogeniti; 12) Misericordias Domini; 13) Jubilate; 14) Cantate; 15) Rogate (Himmelfahrts-Donnerstag); 16) Exaudi; 17) Pfingsten; 18) Trinitatis; 19) Frohnleichnams-Donnerstag; 20) die Trinitatis-Sonntage.

mit einer von den Nachtgleichen anzufangen, so wie es auch viele Völker des Alterthums gethan haben. So fingen die Aegypter in den ältesten Zeiten es gegen die Sonnenwende mit dem Aufgange des Hundssterns oder Syrius an, worin ihnen die Athenienser und übrigen Griechen, die von ihnen die Einrichtung des Jahrs bekamen, folgten. Andre Völker fingen das Jahr mit einer von den Nachtgleichen an. Einige asiatische Völker fingen es mit der Herbstnachtgleiche an, welches auch der Anfang des neufränkischen Jahrs ist. Die Juden hatten ein doppeltes Jahr, ein bürgerliches und ein Kirchenjahr, das bürgerliche fing sich gegen den Herbst mit dem Monat Tisri, und das Kirchenjahr mit dem Monat Nisan gegen die Frühlingsnachtgleiche an. Aber die Römer fingen es ganz willkührlich nach der Einrichtung des Romulus mit dem 1sten März an; und als der König Numa noch zwei Monate, den Januar und Februar hinzuthat: so nahm das Jahr mit dem 1sten Januar seinen Anfang. Julius Cäsar, der Verbesserer des römischen Kalenders, machte hierin keine Abänderung, obgleich die Rö-

mer das Unschickliche und Willkührliche in Ansehung des Anfanges eines neuen Jahres fühlten, und glaubten, daß die Bruma, d. i. der kürzeste Tag, wo die Wintersonnenwende eintritt, weit schicklicher zum Anfange eines neuen Jahres sey, als der 1ste Januar.

Die Römer begingen den ersten Tag des Jahrs mit vielen Feierlichkeiten. Sie schickten einander an diesem Tage Geschenke, welche sie mit Glückwünschen begleiteten. Die Christen, welche den ersten Tag des Jahrs gleichfalls feiern wollten, widmeten ihn dem Andenken der Beschneidung Jesu. Die Gewohnheit der Römer einander Geschenke zu schicken, behielten sie gleichfalls bei, welche in der Folge dahin abgeändert wurde, daß nur die Reichen an die Armen Geschenke austheilten. Daher kommt die noch jetzt am Neujahrstage gewöhnliche Betteley.

2.

2.

Das Fest der heiligen drei Könige.

Der 6te Januar ist in der ältesten christlichen Kirche für den Geburtstag des Erlösers gehalten und auch gefeiert worden. An die heiligen Dreikönige dachte man gar nicht. Daher heißt auch dieses Fest das Fest der Erscheinung, weil an demselben erschienen ist nach Tit. 3, 4. Die heilsame Gnade Gottes allen Menschen u. s. w.

Als in der Folge der Zeit der 25ste December zur Feier des Geburtsfestes bestimmt wurde: so behielt man doch den 6ten Januar noch immer als einen feierlichen Tag bei, und die griechische Kirche erinnerte sich an demselben an die feierliche Handlung, da Christus sich im Jordan von Johannes taufen ließ, welche Begebenheit ebenfalls am 6ten Januar geschehen seyn soll. Man gab auch dem Namen Erscheinung eine andre Deutung. Man sagte, dieses Fest heiße darum das Erscheinungsfest, weil sich der Herr am Jordan mit der ganzen Dreieinigkeit offenbart habe.

So war es bei den griechischen Christen. In der lateinischen Kirche aber wurde dieser Tag zum Andenken der Ankunft der Magier gefeiert, welche, um das Kind Jesus zu sehen, aus einem fernen Lande herkamen; und das Wort Erscheinung bezog man auf den Stern, welcher diese Magier zum Jesus-Kinde geführt habe. Aber in der ältesten Kirche findet sich keine Spur, daß man am 6ten Januar sich an diese Begebenheit erinnert habe. Das Fest der heiligen Dreikönige heißt es deswegen, weil die christliche Fabel diese Magier zu drei Königen gemacht hat, deren Namen, Alter, Gestalt und Kleidung sie aufs genaueste anzugeben weiß.

3.

Das Fest der Reinigung Mariä, oder Mariä Lichtmeß.

Dieses Fest ist dem Andenken der Darstellung Jesu im Tempel, und der damit verbundenen gesetzlichen Reinigung der Maria gewidmet. Es heißt auch das Fest der Darstellung Christi.

Den Ursprung dieses Festes setzten einige ins 6te, andre ins 7te, und noch andre ins 12te Jahrhundert. Die Februalien der alten Römer, welche im Februar mit Todtenopfern, die das Volk mit brennenden Fackeln und Wachskerzen bei den Gräbern der Verstorbenen darbrachte, gefeiert wurden, haben wol zu diesem christlichen Feste die Veranlassung gegeben. Die Menge Wachskerzen und Lichter, die von je her in der christlichen Kirche theils geweihet, theils angezündet worden sind, welches noch jetzt in der römischen Kirche geschiehet, scheint die Meinung zu bestätigen, daß dieses Fest eine Nachahmung der römischen Februalien ist. Der Name Lichtmeß, Candelmesse, la Chandaleure, kommt von der Gewohnheit der Anzündung der Lichter an diesem Tage her.

Eine besondre Gewohnheit, die bis auf den heutigen Tag in unsrer Kirche üblich ist, da nemlich die Kindbetterinnen sich 6 Wochen zu Hause halten, und auch alsdann nicht eher ausgehen, bis sie mit ihrem Kinde die Kirche besucht, und sich

daselbst haben einsegnen lassen, kommt offenbar daher, daß die Maria sich 40 Tage nach der Geburt, nach der mosaischen Verordnung, mit ihrem Kinde im Tempel darstellte, und das gebräuchliche Opfer brachte.

4.

Das Fest Mariä Verkündigung genannt.

Dieses Fest wird den 25sten März, folglich in der vierzigtägigen Fasten gefeiert, weil man glaubte, daß die Maria in dieser Zeit den Heiland empfangen habe. An diesem Tage wurde das Fasten in der alten Kirche ausgesetzt, denn ein Fest feiern und fasten, waren bei ihnen widersprechende Dinge. Um diese vierzigtägige Fasten nicht zu unterbrechen, ist dieses Fest in Spanien, vermöge einer zu Toledo gehaltenen Synode, auf den 18ten December verlegt worden, und wird daselbst, unter dem Namen der Erwartung der Geburt der Maria, gefeiert.

Zu welcher Zeit dieses Fest aufgekommen ist,

läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. So viel ist gewiß, daß es auch in den spätern Zeiten erst angeordnet worden ist.

5.

Das Fest Johannis des Täufers.

Es wird den 24sten Junius, als das Geburtsfest Johannis des Täufers gefeiert. Es finden sich Spuren, daß dieses Fest schon im fünften Jahrhunderte gefeiert worden ist.

Am Johannistage sind verschiedene Gebräuche üblich, die ihren Ursprung im Alterthum haben. Man pflegt Feuer anzuzünden und eine Maie mit Blumenkränzen und Bändern geziert zu errichten, um welche die Kinder tanzen. In Nordhausen war sonst dieser Gebrauch vorzüglich üblich. Man konnte nicht leicht durch eine Straße gehen, wo man nicht solche geschmückte Maien errichtet fand. Ja es war sogar eine ganze Straße von ihren Bewohnern festlich geschmückt.

Sonst war es in der römischen Kirche auch üblich, daß einige junge Mädchen einen kleinen Knaben, den sie den Johannisengel nannten, hübsch ankleideten, ihn mit schönen Bändern, Kränzen und andern Zierrathen schmückten, vor ihm auf den Tisch einen Topf mit bunten Blumen, der mit Wachslichtern besetzt war, hinstellten, und um ihn herum tanzten.

In manchen Gegenden pflegen die Leute an diesem Tage einander einen Blumenstrauß aus wohlriechenden Blumen, der mit bunten Bändern zusammengebunden ist, oder in einem schönen Blumentopfe steht, zuzuschicken. Ein solcher Strauß heißt ein Johannistopf oder Johannisstrauß.

Man hat, so viel man weiß, den Ursprung dieser Gebräuche bisher nicht richtig erklärt. Man glaubt ihn in der Geburtstagsfeier der Alten zu finden, welche sie folgendermaaßen zu begehen pflegten: derjenige, der seinen Geburtstag feierte, zog ein weißes Kleid an, und opferte dem Ge-

nius, dem Gotte der Geburt, Weihrauch auf einem von grünen Rasen errichteten Altare, auf welchem ein Feuer brannte und der mit Blumenkränzen geschmückt und behangen war. Er brachte diesem Gott ferner einen Kuchen zum Opfer dar *). Die Statue des Genius, in der Gestalt eines Jünglings, wurde mit Blumenkränzen behangen, und die Haare derselben mit Narden und andern wohlriechenden Salben begossen.

Das Johannisfest ist ein Geburtsfest, und die kurz vorher erzählten Gebräuche, die an demselben üblich sind, haben mit den, an der Geburtsfeier der Alten üblichen Gebräuchen, eine auffallende Aehnlichkeit. Die ersten Christen haben die an der Geburtsfeier der Alten üblichen Gebräuche entlehnt, und sie mit einiger Abänderung auf das Geburtsfest des Johannis über-

---

*) Daher kommt noch jetzt der Gebrauch, am Geburtstage einen Kuchen zu backen, und ihn mit Blumen und Lichtern zu zieren.

tragen. Statt des aus grünem Rasen mit Blumenkränzen geschmückten Altars, errichteten sie eine Maie, die sie mit Kränzen, Bändern und anderen Zierrathen behingen. Die Alten zündeten ein Feuer auf dem Altare an, die ersten Christen zündeten gleichfalls an diesem Tage ein Feuer an, welches Johannisfeuer hieß. Der sogenannte Johannistopf oder Johannisstrauß, was ist das anders, als die an den Geburtstagen der Alten üblichen Kränze, womit sie sich, den Genius, und den aus Rasen errichteten Altar bekränzten; und der Johannisengel, ist der nicht offenbar der geschmückte Genius der Alten?

6.

Das Fest der Heimsuchung Mariä.

Dieß Fest wird zum Andenken desjenigen Besuchs gefeiert, welchen die Maria bei der Elisabeth ablegte. Der Papst Urban VI. setzte es gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts ein, um sich die Mutter des Heilandes gegen seinen Gegner, Clemens VI. gnädig zu machen.

7.

Von dem Michaelsfeste.

Dieses Fest ist vom Papst Gelasius gegen das Ende des 5ten Jahrhunderts zum Andenken der vorgegebenen Erscheinung des Erzengels Michaels eingesetzt worden.

8.

Weihnachten.

Dieses Fest wird bei uns jedesmal den 25sten December zum Andenken der Geburt Jesu gefeiert. Wir finden von der Feier dieses Festes schon im vierten Jahrhunderte Spuren.

Unstreitig ist dieses Fest an die Stelle des Festes gekommen, welches die Römer dem Saturn zu Ehren feierten, und welches Saturnalia hieß. Diese Saturnalien wurden bei den Römern 7 Tage mit aller möglichen Ueppigkeit und Ausschweifung gefeiert. Es war gleichsam das Fest der Freiheit und der Gleichheit, an wel-

chem der Sclav aufhörte Sclav, und die Herren aufhörten, Herren zu seyn. Der Sclav saß am Tische und ließ sich von seinem Herrn bedienen. Den 19ten December wurden des morgens früh in dem Tempel des Saturns eine Menge Wachskerzen angezündet, und mit dieser Ceremonie das Fest eröffnet. Durch die Anzündung der Wachskerzen wollten sie den Saturn versöhnen, welchem sie sonst Menschenopfer gebracht hatten. An diesem Tage schickten die Römer einander allerlei Geschenke, unter welchen auch kleine Bilder waren, welche unstreitig eine Beziehung auf die ehemaligen Menschenopfer haben sollten.

Die Christen wollten die Feier dieser Saturnalien, welche selbst noch von Christen gefeiert wurden, verdrängen, und ordneten ein Fest zum Andenken der Geburt Christi an. Sie mußten desto eher auf diesen Gedanken geleitet werden, da die Saturnalien ein Fest der Freiheit und der Gleichheit waren, wo aller Unterschied der Stände aufhörte, wo sogar eine umgekehrte Ordnung der Dinge herrschte. Der Herr war Knecht

und der Knecht war Herr. Christus, der König der Könige, war in der Gestalt eines Knechts gekommen, und hatte diejenigen, die Sclaven ihrer Sünde waren, zu Herren und Königen erhoben. Kurz man setzte das Fest ein, und behielt, um doch auch etwas Sinnliches dabei zu haben, viele unschädliche Gebräuche der Heiden bei, und gab ihnen eine gewisse Beziehung auf christliche Begriffe. Die Wachskerzen, welche man in dem Tempel des Saturnus anzündete, zündete man auch in den christlichen Tempeln an; und da sollten sie eine bildliche Vorstellung von Christo, dem ewigen Lichte, seyn, welches in die Welt gekommen, alle Menschen zu erleuchten. Die an den Saturnalien übliche Gewohnheit, einander Geschenke zu schicken, behielt man gleichfalls bei. Sie sollten an die geistlichen und himmlischen Güter erinnern, welche Christus durch seine Geburt dem Menschengeschlechte vom Himmel gebracht hatte. Eine besondere Sitte, die in vielen Ländern, besonders in England, noch bis jetzt üblich ist, bestätigt den Ursprung des Weihnachtsfestes von den Saturnalien noch mehr: Man pflegt in den

Weihnachtstagen unter den Knechten eines Hauses einen zum Herrn des Hauses zu erwählen, den man den Weihnachtskönig nennt, und der über die übrigen Knechte sowohl, als über die Herren diese Tage hindurch eine Art von Herrschaft ausübt.

Der Gebrauch, welcher auch noch jetzt in vielen katholischen Ländern herrscht, Puppen zu verfertigen, welche man Christkinder nennt, die man in der Christnacht versteckt, sie suchen läßt, und dem Finder eine Belohnung giebt, scheint sich ebenfalls von der Gewohnheit an den Saturnalien herzuleiten, da man sich einander Puppen zuschickte; wenn nicht vielleicht dieser Gebrauch zu neu ist, als daß man ihn aus Gebräuchen der Saturnalien herleiten könnte, und er nicht vielleicht eine sinnliche Darstellung der Begebenheit seyn soll, da die Hirten auf dem Felde von dem Engel aufgefordert wurden, hinzugehen und das neugebohrne Kind zu sehen, welches einstens ein König seyn sollte.

Die Ableitung des Namens Weihnachten ist eben so streitig, als die des Worts Ostern. Einige sagen: Weihnachten wäre so viel, als geweihte, heilige Nacht, in welcher der Erlöser wäre gebohren worden, und sie durch seine Geburt geheiliget oder geweihet habe. Diese Meinung pflegt auch folgender Umstand zu bestätigen: daß man in der ersten Zeit der christlichen Kirche viele Consecrationen und Einweihungen vorzunehmen pflegte. Z. B. Man consecrirte Brod und Wein zum Abendmahl, weihte Lichter u. s. w., welches auch noch jetzt in der römischen Kirche zu geschehen pflegt.

Andre sagen, Weihnachten sey aus Wein und Nacht zusammengesetzt. Die dies behaupten gehen aber in der Erklärung von einander ab.

Einmal soll Weihnachten von Wein und Nacht zusammengesetzt seyn, und daher den Namen haben, weil die alten Deutschen gegen das Ende des Decembers häufige Trinkgelage angestellt, sich häufig in Wein berauscht, und einander Geschenke

mit Wein gemacht hätten. Ihre Gastmahle hätten auch gewöhnlich die ganze Nacht, oder doch wenigstens einen gewissen Theil der Nacht hindurch gedauert. Die Schwärmereien, die von je her unter den Christen in dieser Nacht üblich gewesen sind, scheinen diese Meinung zu unterstützen.

Weit wahrscheinlicher scheint aber doch der Name von einer gewissen Sage herzukommen, welche einige alte Kirchenväter erzählen. Sie sagen nehmlich, daß in derjenigen Nacht, in welcher Christus gebohren worden, verschiedene Flüsse und Quellen in Wein verwandelt worden wären, und daß dieses noch in derselben Nacht und zu derselben Stunde geschähe, um die Ungläubigen von der Wahrheit der Offenbahrung zu überführen. Der Kirchenvater Chrisostomus sagt in einer seiner Homilien: daß das Wasser, welches man in der Christnacht schöpfte, sich einige Jahre ohne zu verderben erhalte. Und daher schließt er, möchte wol die Sage gekommen seyn, daß in der Geburtsnacht des Erlösers die Quellen und Flüsse sich in Wein verwandelt hätten. Der erste Kirchen-

våter Epiphanius nimmt diese Sage als unbezweifelt an, womit er sich sogar Ungläubige zu widerlegen getrauet. Der andre, der 30 Jahr später lebte, erklärt diese Sage für das, was sie wirklich war, für Erdichtung, die sich aber doch auf eine wirkliche Begebenheit gründe. Die Sage war allgemein, das Volk glaubte sie überall, viele Patres glaubten sie, und nur der aufgeklärtere Chrisostomus kann sich nicht davon überzeugen. Was war es denn Wunder, daß sich diese Sage zugleich mit der Ausbreitung des Christenthums unter den Deutschen mit verbreitete, und von ihnen um so leichter geglaubt wurde, je mehr sie den Wein liebten, welches man überall von ihnen behauptet.

9.

Jubelfest.

Dieses Fest wurde vom Papst Bonifacius VIII. im Jahre 1300 eingesetzt und auch gefeiert. Er ließ, ehe das Jubelfest anging, eine Bulle ergehen, worin er der Christenheit bekannt

machte, daß alle diejenigen, welche in diesem Jahre (1300) die Kirchen der Apostel Petri und Pauli besuchen, ihre Sünden wahrhaftig bereuen und daselbst beichten würden, einen vollkommenen Ablaß, und sogar Nachlaß der Sünden erlangen sollten. Dies sollte für das ganze Jahr gültig seyn, und alle 100 Jahr erneuert werden. Der Zufluß von Menschen, die nach Rom gingen, um dieses Fest zu feiern, war ausserordentlich. Eine erstaunliche Geldsumme kam nach Rom, und in die päpstliche Schatzkammer. Den folgenden Päpsten dauerte die Zeit von 100 Jahren etwas zu lange, und Clemens VI. setzte das Jubelfest Anno 1350 auf 50 Jahr herab, und berief sich deswegen in der Bulle, die er deshalb ergehen ließ, auf das jüdische Jubeljahr, welches auch alle 50 Jahr sey gefeiert worden. Urban VI. setzte es auf 33 Jahr unter dem Vorwande, Christus habe nur 33 Jahr auf Erden gelebt. Auf je weniger Jahre das Jubelfest herabgesetzt wurde, je kleiner wurde die Anzahl von Menschen, die es besuchten. Papst Sixtus IV. verordnete endlich im Jahre 1475,

daß

daß das Jubelfest alle 25 Jahre gefeiert werden sollte, wobei es bis jetzt auch geblieben ist. Dieses Fest dauert das ganze Jahr hindurch, welches das heilige Jahr genannt wird. Am heiligen Abend vor Weihnachten begiebt sich der Papst mit einem ansehnlichen Gefolge nach der St. Peterskirche auf den Vatikan, und tritt vor die Pforte desselben, welche die heilige heißt, und die letzte zur linken Hand an der Vorderseite der Kirche ist. Da diese zugemauert ist, so klopft er nach einem feierlichen Gesange dreimal daran, worauf denn die Mauer auf einmal nieder gerissen, und der Schutt vom Volke weggetragen wird. Nun geht der Papst mit seiner Begleitung durch die eröffnete Pforte, nach dem Altare der heiligen Apostel und stimmt eine feierliche Vesper an. Drei Kardinäle verrichten in drei andern Kirchen, nemlich in der Lateranerkirche, in der Kirche S. Pauli extra muros, und in der Kirche Mariae majoris, die nehmliche Ceremonie, wozu ihnen der Papst beim Austritte aus seinem Pallaste eine schriftliche Vollmacht, die er mit seinem Seegen begleitet, ertheilt. Nach Verlauf des Jahres

wird diese Pforte an demselben Tage unter den nehmlichen Ceremonien wieder zugemauert. Der Papst begiebt sich wieder mit einem großen Gefolge dahin, hält eine feierliche Vesper, und legt, nach einigen gethanen Gebeten, die sechs ersten Steine in die Pforte, indem ihm einige Kardinäle die Ziegeln und den Kalk in silbernen Becken reichen. Nun mauern einige dazu bestellte Maurer die Pforte zu. Wenn sie halb zugemauert ist, tritt der Papst nochmals hinzu, und legt eine Anzahl Denkmünzen von verschiedenen Metallen hinein, worauf sie vollends zugemauert, und nicht eher, als das nächste Jubelfest wieder eröffnet wird. Während dieses heiligen Jahres strömt eine Menge Menschen, beiderlei Geschlechts, in großen Schaaren nach Rom, um die heiligen Kirchen zu besuchen, und den Ablaß zu erhalten. Man sieht manchen Tag Prozessionen von 1000 Manns- und 600 Frauenspersonen, mit mancherlei Fahnen, in schöner Ordnung nach den Kirchen ziehen. Sowohl Manns- als Frauenspersonen sind wie Pilgrimme gekleidet, und tragen einen Pilgerstab in der Hand. Die Männer

sind grau gekleidet, mit bloßem Haupte, tragen einen Pilgerhut auf dem Rücken und Sohlen unter den Füßen; die Weiber sind weiß gekleidet und tragen einen Schleier über das Gesicht.

Anfänglich durfte man nur die Peterskirche besuchen, und seine Andacht in derselben verrichten. Jetzt aber müssen alle sieben sogenannte Hauptkirchen besucht werden.

Die Protestanten haben auch alle 100 Jahre ein Jubelfest zum Andenken der Reformation im Jahre 1617 und 1717 gefeiert. Im Jahre 1630 und 1730 feierten sie ein Jubelfest zum Andenken der Uebergabe der augsburgischen Confession.

Die Veranlassung, alle 100 Jahre ein Jubelfest zu feiern, mögen die Secularspiele der Römer gegeben haben, welche anfänglich alle 100 Jahre gefeiert wurden.

10.

Fastnachten.

Fastnachten, der Fastenabend, war in der ältesten Kirche nichts anders, als derjenige Abend, welcher vor der vierzigtägigen großen Fasten vorherging, und war der Vorbereitungstag auf die Fasten, so wie der heilige Abend der Vorbereitungstag auf ein Fest war.

Schon in den ersten Zeiten der christlichen Kirche suchten sich die Christen, ehe die großen Fasten angingen, auf alle mögliche Art zu belustigen, und man sah ihnen hierin je mehr nach, je strenger diese Fasten in der alten Zeit der christlichen Kirche gehalten wurden. Sie pflegten Gastmahle, Liebesmahle anzustellen, sich mit ihren Feinden auszusöhnen, reichliche Allmosen auszutheilen, und alles vorräthige Fleisch, das sie doch während der bevorstehenden Fasten nicht genießen durften, zu verzehren. Noch jetzt sind die Christen, vorzüglich in dem Orient, in diesen Tagen vor der Fasten ganz ausgelassen, so daß auch des-

wegen die Türken über sie spotten. Diese pflegen zu sagen, daß die Christen um diese Zeit von einem Fieber überfallen würden, welches nicht eher nachließe, bis ihnen ein gewisses Pulver auf den Kopf gestreuet würde, worunter sie die Asche verstehen, welche am Aschermittwochen den Leuten von den Priestern auf die Köpfe gestreuet wird.

In der römischen Kirche ist das sogenannte Carneval, *) welches mit allen möglichen Lustbarkeiten gefeiert wird. Es geht an einigen Orten den 26sten December, anderswo den heiligen Abend vor dem Dreikönigsfeste, an; an einigen Orten aber, wie z. B. zu Rom, bestimmt die Obrigkeit die Zeit. Es dauert bis zum Aschermittwochen, und wird mit allerlei Lustbarkeiten, als Opern, Tänzen, Komödien, Maskeraden und andern Spielen gefeiert. In Venedig ist dieses Carneval vorzüglich glänzend.

---

*) Es kommt her von den lateinischen Worten: Carne vale dicere, den Fleischspeisen entsagen.

11.

Aschermittwochen

ist der erste Tag, der auf Fastnachten folgt, und der Anfang der vierzigtägigen Fasten. Mit diesem Tage hören alle bisherigen Lustbarkeiten auf und Beten und Fasten tritt an die Stelle derselben. In der römischen Kirche wird vor dem Anfange der Messe Asche geweihet, welche der Priester auf den Kopf eines jeden Anwesenden streuet und folgende Worte: Memento homo, quia pulvis es, et in pulverem reverteris: in nomine patris, filii et spiritus sancti, Amen. Oder: Memento homo, quia cinis es, et in cinerem reverteris: in nomine patris, filii et spiritus sancti, Amen. (Bedenke, o Mensch, daß, weil du Erde (Asche) bist, du auch wieder zur Erde (zur Asche) werden wirst; im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Diese Handlung wird die Einäscherung genannt. Man siehet wohl, daß sie eine Nachahmung der ninivitischen Bußhandlung seyn soll.

12.

Die große Woche.

Hierunter versteht man die letzte Woche zunächst vor Ostern, welche die letzte und 7te Woche der großen vierzigtägigen Fasten war. Sie hat verschiedene Namen: Sie heißt die große Woche, die stille Woche, die Marterwoche, die Karwoche. Die große Woche soll sie nach einigen darum heißen, weil in derselben so viele und grosse Wunder verrichtet worden sind. Andre meinen, dieser Ausdruck sey eine Nachahmung der Juden, welche einen großen Sabbath und einen großen Passahtag hatten. Diese Meinung ist sehr wahrscheinlich, da die ersten Christen in allen Stücken den Juden nachahmten, ihre Feste beibehielten, und ihnen nur allmählig das Andenken christlicher Begebenheiten unterschoben. Sie wollten im neuen Testament nicht weniger haben, als die Juden im alten hatten.

Die stille Woche heißt sie entweder darum, weil nach der Verordnung des Kaisers Constan-

tin alle Arbeit in derselben ruhen mußte, und sie als ein Fest gefeiert wurde; oder deswegen, weil der Gottesdienst in dieser Woche ganz in der Stille gehalten wurde, ohne alles Geräusch. Der Gesang wurde nicht mit Orgeln oder andern musikalischen Instrumenten begleitet; und am stillen Freitage wurden nicht einmal die Glocken geläutet.

Warum sie die Karwoche heißt, darüber sind die Meinungen getheilt. Einige wollen das Wort Char von dem lateinischen Worte Charus, lieb, ableiten, und da soll Charwoche so viel seyn, als liebe, werthe Woche, weil uns keine Woche lieber und werther seyn müsse, als diese, in welcher der Grund zu unsrer ganzen Glückseeligkeit in Zeit und Ewigkeit gelegt worden sey.

Andre schreiben Karwoche und leiten das Wort Kar her, von einem alten deutschen Worte, Kar, welches bei den Gerichten eine Geldstrafe für ein Vergehen, und im kirchlichen Sinne eine Faste von einigen Tagen mit bloßem Brod und Wasser bedeutete.

Diesem ist das Carêma gleichsam quadragoma oder Quarentema in der römischen Kirche ähnlich, welches eine Faste, oder eine Buße von 40 Tagen bedeutet, welche von einem Priester dem Laien und von einem Abte den Mönchen aufgelegt zu werden pflegt. Diese Meinung hat viel für sich, da nemlich diese Woche in den ältesten Zeiten der christlichen Kirche mit einer ausserordentlichen Strenge zugebracht wurde. Denn in dieser Woche mußte ein jeder, der in den Tempel kam, sich auf die Erde niederwerfen; man stieß auf kein fröhlich Gesicht; man hörte um sich her nichts als Weinen, Seufzen, wobei häufige Thränen aus den Augen flossen; jeder übte so viele Werke der Barmherzigkeit aus, als ihm nur möglich war; sie aßen kein Fleisch, keine delikaten Speisen, tranken kein erquickendes Getränke, nur trocknes Brod war ihre Speise, und Wasser ihr Trank; die Beiwohnung der Weiber war ihnen gänzlich untersagt.

Es scheint also höchst wahrscheinlich zu seyn, daß diese Woche daher den Namen habe, und

daß man eigentlich Kar-Woche d. i. Fasten- oder Buß-Woche schreiben sollte.

Noch andre wollen das Wort Char von dem alten Worte Gara, welches eine Zubereitung heißt, ableiten.

13.

Grüner Donnerstag.

Ist der Donnerstag in der Char- oder Marterwoche. Er soll, wie einige wollen, darum der grüne Donnerstag heißen, weil Christus in seinem Leiden immer standhaft und munter geblieben, und gleichsam wie ein Baum gegrünet habe. Nach andern soll er daher seinen Namen haben, weil an diesem Tage der Baum des Lebens durch die Einsetzung des heiligen Abendmahls hervorgesproßt sey, und Blüten und Früchte bringe. Noch andre glauben, er heiße deswegen der grüne Donnerstag, weil das Leiden Christi immer in unserm Gedächtnisse grünen und blühen soll. Wer sich davon überzeugen kann, der mag es thun.

Er scheint wol darum der grüne Donnerstag zu heißen, weil die ersten Christen anfänglich, ehe Ostern das Gedächtnißfest der Auferstehung Jesu wurde, an diesem Tage das Osterlamm mit den Juden aßen, bei welchem jedesmal eine Schüssel mit grünen Frühlingskräutern aufgetragen wurde. Nachdem sie aufhörten, das Osterlamm zu essen, und Ostern das Auferstehungsfest wurde: behielten sie doch den Gebrauch bei, an diesem Tage grüne Frühlingskräuter zu genießen. Der Gebrauch, der noch jetzt unter den Christen üblich ist, am grünen Donnerstage junge Sprossen zu essen, scheint das zu bestätigen. Doch wollen einige behaupten, daß diese Gewohnheit von der Unwissenheit der wahren Abstammung des Worts herkomme.

Die Meinung derjenigen, welche diese Benennung daher leiten, weil an diesem Tage der Gottesdienst mit den Worten aus Psalm 23, 2. „er weidet mich auf einer grünen Aue rc.;" sey angefangen worden, hat auch viele Wahrscheinlichkeit.

14.

Karfreitag.

Ist der Freitag in der Marterwoche. An diesem Tage wurde das Fasten und Kasteien des Körpers auf den höchsten Grad getrieben. Sie fasteten 40 ganzer Stunden nacheinander, nämlich von der Zeit an, da der Heiland am Kreuze gestorben war, bis zum Anbruche des Auferstehungstages. Während dieser Zeit genossen sie keinen Bissen Brod und tranken nicht einmal Wasser. Die Veranlassung zu dieser wirklich übertriebenen Strenge gab ihnen die Stelle beim Matthäus 9, 15., da der Heiland zu den Jüngern Johannis, die ihn fragten, warum seine Jünger nicht fasteten, da sie und die Pharisäer doch fasteten, sagte: „können wol die Hochzeitleute traurig seyn, so lange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird: alsdann werden sie fasten." Aus eben der Ursache waren alle 50 Tage nach Ostern bis zum Pfingstfeste lauter Fest- und Freudentage, da der Heiland beinahe so lange nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern umgegangen

war. Diese Strenge der Fasten dauerte indessen nur einige Jahrhunderte hindurch; da denn nach der Zeit der Eifer der Christen zu erkalten anfing. Die Kirchenversammlung zu Toledo im 7ten Jahrhunderte suchte denselben wieder anzufeuern, indem sie den Christen das Fasten an diesem Tage von Morgen bis an den Abend auf das ernstlichste einschärfte, und nur die kleinen Kinder und abgelebten Greise von dieser Fasten dispensirte.

Die Ursache, warum diese ganze Woche die Karwoche heißt, ist auch die nehmliche, daß dieser Tag der Karfreitag heißt.

15.

Das Osterfest.

Das Osterfest der Christen ist aus dem Passafeste der Juden entstanden. Die ersten Christen behielten anfänglich viele jüdische Gebräuche und Feste bei, die sie in der Folge theils abschafften, theils sie auf eine merkwürdige Begebenheit der christlichen Religion deuteten. So feierten sie

auch anfänglich das Passafest der Juden mit allen dabei üblichen Gebräuchen; und es fiel ihnen gar nicht ein, daß es das Auferstehungsfest Jesu seyn sollte. Die Juden feierten gewöhnlich dieses Passa den 14ten Tag des Monats Nisan. Die orientalischen Christen feierten es mit den Juden an dem nehmlichen Tage. Nur die abendländischen Christen gingen in Ansehung der Zeit der Passafeier von den Juden ab. Sie feierten dieses Fest jedesmal an demjenigen Sonntage, der zunächst auf den Vollmond des Frühlingsäquinoktiums folgt, indem sie dabei auf eine Tradition der Apostel Petri und Pauli sich beriefen. Beide Kirchen, die orientalische und occidentalische, feierten also das Passa zu verschiedenen Zeiten, und keine Kirche suchte die andre deswegen zu verfolgen; bis der römische Bischof Pius — denn Päpste gab es damals noch nicht, — sich's einfallen ließ, zu verordnen, daß das Passa von der ganzen Christenheit an Einem Sonntage gefeiert werden sollte. Sein Nachfolger Anicetus drang gleichfalls darauf. Der Bischof Victor hielt endlich eine Synode zu Rom, wo

beschlossen wurde: daß das Passa niemals mit den Juden zugleich, sondern allemal an einem Sonntage gefeiert werden sollte. Die Bischöfe der morgenländischen Kirche weigerten sich, den Schluß der Synode anzunehmen, und der römische Bischof Victor that sie deswegen alle in den Bann, welcher aber in der Folge wieder aufgehoben wurde; und das Passa wurde nach wie vor von den Morgenländern zugleich mit den Juden gefeiert. Endlich wurde auf der allgemeinen nicänischen Kirchenversammlung im Jahre 325 verordnet, daß das Passa den ersten Sonntag nach dem Vollmonde der Frühlings-Nachtgleiche von der ganzen Christenheit gefeiert werden sollte. Nun bekam das Fest einen andern Zweck. Aus dem ehemaligen Passa der Juden, welches zum Andenken des Ausganges des israelitischen Volks aus Aegypten gefeiert wurde, wurde nun das Auferstehungsfest Jesu, welches man an einem Sonntage feiern mußte, da es bekannt war, daß der Heiland an einem Sonntage auferstanden war; welches man auch im Frühlinge feiern mußte, weil ebenfalls um diese Zeit sich die große Begebenheit der Auf-

erstehung Jesu ereignet hatte, obgleich der eigentliche Tag unbekannt war. Man kann daraus schließen, wie wenig die ersten Christen bei der Feier des Passa an die Auferstehung Jesu dachten, weil sonst unstreitig der Tag wol bekannt gewesen seyn würde.

Die Schlüsse des Conciliums wurden allgemein als gültig von der Christenheit angenommen. Nur wenige blieben bei ihrer vorigen Gewohnheit, dieses Fest mit den Juden zu feiern. Man nannte sie die Vierzehner, (Quartodecimani). Und damit nun fernerhin keine Irrung in der Osterfeier entstehen möchte, so wurde das Frühlings-Aequinoktium jedesmal auf den 21sten März festgesetzt, ob es gleich, astronomisch gerechnet, nicht immer auf diesen Tag fällt.

Was den Ursprung des Worts Ostern betrifft, so sind darüber verschiedene Meinungen.

Einige wollen es von einer Göttinn der deutschen Astarde ableiten, welches die Venus der mitter-

mitternächtigen Völker war. Die Römer feierten am 9ten Mai, der Venus zu Ehren, ein Fest, welches die alten Deutschen ihrer Venus, der Astarde zu Ehren, auch feierten. Von dieser Göttinn soll auch die Stadt Osterode ihren Namen haben, weil sie daselbst einen Tempel hatte, wo sie vorzüglich verehrt wurde. Man zeigt auch noch jetzt bei dieser Stadt Rudera von einem alten, der Astarde geweihten, Tempel. Da die Deutschen das Christenthum annahmen, so sollen sie dieses Fest der Astarde in ein christliches verwandelt, und dem Andenken der Auferstehung Jesu gewidmet haben. Diese Meinung bekommt dadurch mehr Wahrscheinlichkeit, weil im östreichischen Dialekt Ostern Astertag geschrieben und gesprochen wird.

Andre wollen Ostern von dem lateinischen Worte hostia, ein Opferthier, ableiten, weil Christus für unsre Sünden geopfert worden sey. Diese Ableitung ist viel zu künstlich, als daß sie einige Wahrscheinlichkeit haben sollte. Noch andre

leiten es von dem veralteten Worte **Urstand** d. i. Auferstand ab.

Es scheint die Meinung derjenigen am wahrscheinlichsten zu seyn, die es von dem, jetzt im Deutschen veralteten, Worte **Ost**, ableiten, welches sonst häufiger gebraucht wurde, und jetzt nur noch von der Morgengegend gebraucht wird. Nach dieser Ableitung hieße Ostern so viel, als das Auferstehungsfest, das Morgenfest, welches sehr passend ist, da die Schrift sagt, daß der Heiland des Morgens früh, ehe die Sonne aufgegangen sey, das Grab verlassen habe. Von dem Worte Ost hat auch **Oestreich** den Namen. Es heißt so viel, als das Land gegen Morgen.

Osterkerze.

Am Oster-Heiligenabend wurde eine Wachskerze von dem Diakonus geweihet, und mit neuem Feuer, welches dazu angemacht und eingesegnet wurde, angezündet. Es scheint dies eine Nachahmung eines römischen Gebrauchs gewesen zu seyn, da man jährlich im Monate März das so-

genannte immerwährende Feuer der Vesta auslöschte, und es vermittelst der Sonnenstralen wieder anzündete. An diese Osterkerze wurde auf einem kleinen Zettel angemerkt, das wie vielste Jahr dies neue Jahr (denn die alten Christen fingen das Jahr mit dem Osterfeste an), von dem Leiden und Tode Christi an gerechnet, sey. Ueberdies war die ganze Nacht vor Ostern durch viele Lichter und Feuer erleuchtet. Daher noch jetzt der Gebrauch, am Oster-Heiligenabend und am Ostertage selbst Feuer anzuzünden, welche man Osterfeuer nennt.

Ostereyer.

Es ist bei uns der Gebrauch, zu Ostern Eyer roth oder mit allerlei Figuren zu bemalen, und sie den Kindern zu schenken. Auch pflegt man den Kindern oder andern Personen Geschenke zum schönen Ey, wie man zu sagen pflegt, zu machen, welches wol so viel heißen soll, daß man diese Geschenke gebe, damit sich die, die sie bekommen, dafür ein schönes Ey kaufen sollen. Die Russen pflegten sich sonst auch einander schön gemal-

te Eyer zu schenken, wovon einige den Werth von 100 Thalern und drüber hatten. Den Ursprung dieses Gebrauchs wollen einige von den sogenannten Eyerspielen der Römer ableiten, welche diese um die Osterzeit hielten, und an welchen sie in einem eyrunden Kreise nach Eyern um die Wette liefen. Diese Spiele wurden zur Ehre des Castor und Pollux gehalten, von welchen die Fabel erzählt, daß sie aus einem Ey welches die Leda, vom Jupiter in der Gestalt eines Schwans geschwängert, gelegt habe, geboren worden wären. Andre glauben, daß die Ostereyer daher kämen, weil um diese Zeit die Geistlichen allerlei Gaben und Geschenke erhalten hätten, wovon die mehresten Eyer gewesen wären, da der Landmann dergleichen um diese Zeit häufig gehabt habe. Die Mönche hätten einige dieser Eyer gefärbt, sie mit Figuren bemalt, und sie den Kindern geschenkt, so wie sie jetzt dieselben mit allerlei Bildern zu beschenken pflegen. Es scheint die erstere Meinung die wahrscheinlichste zu seyn.

16.

Das Himmelfahrtsfest.

Dieses Fest kam im 4ten Jahrhunderte auf. Die Christen feierten es anfänglich nicht besonders, sondern begriffen es unter den 50 Festtagen, die sie von Ostern an bis Pfingsten feierten. Denn so wie die 40 Tage vor Ostern Trauer- und Fasttage waren, so waren die Tage von Ostern bis Pfingsten alle Festtage, wo sie nicht fasteten, in den Tempeln nicht knieeten, wo sie sich des Lebens freuten, wie sie nur konnten.

Die Ursache hievon war die Stelle beim Matthäus, da der Heiland sagt: seine Jünger brauchten nicht zu fasten, so lange er bei ihnen wäre. Nach der Zeit aber, da diese 50 Tage nicht mehr als Festtage angesehen wurden, wurde ein besondrer Tag zur Erinnerung der Himmelsfahrt Christi angesetzt.

17.

Das Pfingstfest.

Das deutsche Wort Pfingsten kommt her von dem griechischen Worte Pentecoste, 50, weil

dies Fest von Ostern an gerechnet den 50sten Tag gefeiert wurde. Die Christen haben dieses Fest aus dem Judenthume mit herüber ins Christenthum gebracht; und haben allmählig dem Feste eine andre Absicht untergeschoben. Das Pfingstfest der Juden war das Erndtefest, welches nach Endigung der Erndte, welche gewöhnlich den zweiten Tag des Passafestes anging, und den 50sten Tag nach dem Passafeste geendigt war, gefeiert wurde, und 7 Tage nacheinander dauerte. Man dankte Gott an diesen Tagen für die Wohlthaten der Erndte und brachte ihm die Erstlinge der vom neuen Korne gebackenen Brodte zum Opfer dar. Deswegen wird dieses Fest auch der Tag der Erstlinge genannt. (Dies primitivorum.) Die Rabbinen und die mehrsten Kirchenväter nennen dieses Fest den Tag der Gesetzgebung, weil sie nach einer vorgegebenen Tradition behaupten, es sey an diesem Tage das Gesetz auf dem Berge Sinai gegeben worden. Die Christen feierten anfänglich alle Feste der Juden, so auch dieses, und nur in der Folge der Zeit gaben sie ihm eine andre Bestimmung, und erinnerten sich an

demselben der großen Begebenheit der Ausgies-
sung des heiligen Geistes, die sich zu den Zeiten
der Apostel in diesen Tagen zugetragen hatte.

18.

Das Fest der heiligen Dreieinigkeit.

Es wird 8 Tage nach dem Pfingstfeste ge-
feiert, und ist gleichfalls eine Nachahmung der
Juden, welche allemal den 8ten Tag nach einem
großen Feste, als ein Nachfest feierten. Man
weiß nicht, zu welcher Zeit dieser Tag der heili-
gen Dreieinigkeit geweihet worden ist.

19.

Frohnleichnamsfest.

Das Frohnleichnamsfest ist ein Fest, welches
zur Ehre des Leibes Christi vom Papst Ur-
ban VI. im dreizehnten Jahrhunderte angeord-
net worden ist, und noch jetzt in der römischen
Kirche den ersten Sonntag nach Pfingsten, oder
den ersten Donnerstag nach dem Feste der heili-

gen Dreieinigkeit mit vielen Solennitäten pflegt begangen zu werden.

Der Name Frohnleichnam kommt her von dem jetzt veralteten Worte Frohn, welches nur in einigen zusammengesetzten Wörtern noch üblich ist, und so viel heißt als: heilig, herrlich, herrschaftlich.; Zum Beispiel Frohndienst, das ist, Herrendienst, welchen die Unterthanen der Obrigkeit umsonst thun müssen; Frohnbauer, ein Bauer, der dergleichen Dienste thun muß. So auch Frohnleichnam, der heilige Leib Christi, und Frohnleichnamsfest, das Fest des heiligen Leibes Christi. (Festum Corporis Christi.)

20.
Von den Sonntagen.

Die ersten Christen feierten mit den Juden den Sonnabend, so wie sie die übrigen Feste mit ihnen zugleich feierten. Aber sie machten bald den Sonntag zu einem Feiertage, weil dies der Auferstehungstag Jesu war. Die Sonntage bekamen auch durch das ganze Jahr besondre Namen, um

sie von einander zu unterscheiden. Mit dem vierten Sonntage vor Weihnachten ging das Kirchenjahr an, und diese vier Sonntage hießen die Advents-Sonntage. Ist ein Sonntag zwischen dem Weihnachtsfeste und Neujahrstage so heißt er der Sonntag nach Weihnachten. Die Sonntage nach dem Feste der heiligen Dreikönige heißen Epiphanias-Sonntage; und dieser sind zuweilen nur zwei, zuweilen können ihrer auch sechse seyn, je nachdem Ostern früh oder spät fällt. Alle folgenden Sonntage bis zum Osterfeste haben eine Beziehung auf Ostern. So heißt der nächste Sonntag nach den Epiphanias-Sonntagen, Septuagesima, das ist der 70ste Tag vor Ostern. Der auf ihn folgt Sexagesima, das ist der 60ste Tag, der nächste Quinquagesima, der 50ste Tag vor Ostern. Die beiden ersten Sonntage sind gerade nicht der 70ste oder 60ste Tag vor Ostern; aber der letzte, Quinquagesima, ist jederzeit der 50ste Tag vor dem Osterfeste. Der Quinquagesima-Sonntag heißt auch Esto mihi, von den Anfangsworten eines Gesanges, mit welchem man an diesem Tage den Gottesdienst an-

fing. Im Deutschen heißt er der Fastnachtssonntag, weil er vor den Fasten vorhergeht. Nun folgen die 6 Fasten-Sonntage, welche heißen:

Quadragesima, der 40ste Tag vor Ostern. Es war nicht immer gerade der 40ste Tag; er hieß aber so, weil kurz vorher die vierzigtägigen Fasten angegangen waren. Man nannte ihn auch Invocavit, er hat angerufen, aus Psalm 91, 15.

Reminiscere, (Gedenke,) der zweite Fasten-Sonntag, aus Psalm 25, 6.

Oculi, (die Augen,) aus Psalm 25, 15.

Dieser Sonntag heißt in der römischen Kirche auch Dominica Rosae, oder Rosata oder de Rosa, der Rosensonntag, wegen eines besondern Gebrauchs. Der Papst pflegt nehmlich an diesem Sonntage eine goldne Rose zu weihen, welche er der angesehensten Person, die sich eben

zu Rom aufhält, zu schenken, oder auch einem Fürsten zu schicken pflegt.

Laetare, (Freue dich,) aus Jesaia 66, 10. oder aus Jesaia 54, 1.

Judica, (Richte,) der fünfte Fastensonntag von den Anfangsworten des Psalm 43, 1.

Palmarum, (der Palmsonntag,) der sechste und letzte Fastensonntag, wurde so genannt, entweder von den Palmzweigen, welche das Volk dem Messias bei seinem feierlichen Einzuge in Jerusalem an den Weg legte, oder von dem feierlichen Aufzuge, welchen die römische Kirche an diesem Tage zu halten pflegt, wobei alle diejenigen, welche den Aufzug mitmachen, Palmzweige in den Händen tragen.

Die sieben Wochen von Ostern bis zum Pfingstfeste waren lauter Festtage, an welchen das Volk sich für die 40tägigen strengen Fasten wieder schadlos zu halten suchte. So traurig die Tage

vor Ostern gewesen waren, so heiter und angenehm waren die 50 Tage von Ostern bis Pfingsten. Das Volk betete aufrecht stehend in den Tempeln, und nicht auf den Knieen, pflegte den Leib mit den delikatesten Speisen und Getränken; die angenehme Jahrszeit trug zur Freude und zur Fröhlichkeit dieser Tage auch das ihrige bei. Zur Freude gestimmt wählten sie zu den Eingangsversen, welche jeden Sonntag abgesungen wurden, jedesmal die trostvollsten und erbaulichsten aus, von welchen auch nachher die Sonntage benannt wurden. Der erste Sonntag nach Ostern hieß: Quasimodogeniti, als die jetzt gebohrnen Kinder; es sind die Anfangs-Worte von dem Verse 1 Petri 2, 2. Er heißt auch Dominica in Albis (se vestibus), weil diejenigen, welche zu Ostern getauft worden waren, die ganze Woche hindurch mit weißen Kleidern, als einem Symbol der Unschuld, bekleidet einhergingen. Daher sie ein christlicher Dichter die weiße Heerde nennt.

Der nächste Sonntag hieß: Misericordias Domini (plena est terra). Die Erde

ist voll von der Barmherzigkeit des Herrn. Psalm 33, 5. Ist sehr passend auf die Erndtezeit, welche in Palästina um diese Zeit fiel.

Der dritte Sonntag heißt: Jubilate, (omnis terra.) Es jauchze dem Herrn jedes Land. Psalm 166. Der Ausbruch der Freude in einer angenehmen und fruchtbringenden Jahrszeit.

Der vierte Sonntag heißt: Cantate, singet, (cantate domino canticum novum.) Singet dem Herrn ein neues Lied. Psalm 96, 1. oder Psalm 98, 1.

Rogate, (bittet,) ist der fünfte Sonntag, aus Matthäi 7, 7. und heißt im Deutschen der Betsonntag. Man nennt ihn auch vocem jucunditatis; (eine liebliche Stimme.) Esaiä 64.

Exaudi, (erhöre,) aus Psalm 27.

Den nächsten Sonntag nach Pfingsten, fällt

das Fest der heiligen Dreieinigkeit, Festum trinitatis.

Alle folgenden Sonntage bis zum Ende des Kirchenjahres heißen Trinitatis-Sonntage, oder Sonntage nach Trinitatis. Dergleichen Sonntage können, wenn Ostern sehr zeitig fällt, 27 seyn, wenn es aber sehr spät fällt, so sind ihrer doch 23.

21.

Von den Quatembern.

Quatember kommt her von quatuor, vier, und tempora, die Zeiten, die vier Zeiten. In der ältern Kirche waren diese Tage Fasttage. Wir haben sie beibehalten und sie zu vierteljährigen Bußtagen bestimmt. Im bürgerlichen Leben sind sie Zahlungs- oder Gerichtstermine. Sie heißen Reminiscere, Trinitatis, Crucis und Luciae. Reminiscere, das erste Quartal, heißt so, weil es den Mittwochen vor dem Sonntage Reminiscere fällt; Trinitatis, das zweite Quar-

tal, heißt so, weil es den Mittwochen nach dem Dreieinigkeitsfeste, Trinitatis, fällt; Crucis, das dritte, weil es den Mittwochen nach Kreuzerhöhung — Luciae, das vierte, weil es den Mittwochen nach Luciae fällt.

Föhr — eigenthümlicher Gebrauch dieser Dänischen Insel.

Im Sommer ist die ganze Insel männerlos. Die Männer verstehen nur zur See zu fahren. Das weibliche Geschlecht versiehet alle häuslichen Arbeiten. Es pflüget, es säet, es erndtet, und fährt die Männer zur Kirche, wenn sie zu Hause sind. Sie steigen wie die Herren vom Wagen, und die Weiber sorgen für die Pferde.

Die Männer auf Föhr haben viel Kern, und wenig Schaale. Sie gehören nicht zu den Geschöpfen, die da am liebsten leben, wo sie gebohren sind. Der Knabe von zwölf Jahren nimmt

den Quersack auf den Rücken, und wandert im Frühjahr den nächsten großen Seestädten mit seinen Landsleuten zu. Er wird Schiffsjunge, dann Matrose, und, wenn er alle Meere durchfahren hat, und in der Schifffahrtskunst unterrichtet ist, Steuermann und Schiffer.

Die angenehmste Unterhaltung findet man bei dem dortigen Postmeister. Hier sieht man die Seemänner versammelt, und merkt es bald, daß sie ein Stück des Erdballs gesehen, und Eigenthum erworben haben.

Im Winter besuchen sie ihre Frauen und den Postmeister, wo sie Zeitungen lesen, oder trinken, oder ihre letzte Reise erzählen.

Frägt man nach Cypern, nach Tunis, nach Venedig, nach Boston, Batavia, Petersburg, London; frägt man wornach man will, so finden sich hier Männer, die als Augenzeugen von Allem Nachricht geben.

Sie

Sie haben das weibliche Geschlecht nicht in Spinnstuben, das männliche nicht im Dorfe kennen lernen. Sie kennen einen Theil der rohen und gesitteten Menschen aller Länder, aller Welttheile. Die braunen, die schwarzen, die kupferfarbenen, die weißen Menschen haben ihre Sitten, ihre Begriffe, ihren Charakter originell gebildet.

Freimaurerei.

Unter allen geheimen Gesellschaften, welche von den frühesten Zeiten an merkwürdig geworden sind, hat die Verbindung der Freimaurer unstreitig die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Eine große Anzahl Schriften, welche zur Enthüllung ihrer Geheimnisse und zur Bekanntmachung ihrer Absichten von Zeit zu Zeit erschienen sind, haben größten Theils nicht nur nichts enträthselt, sondern durch eine Menge von Fabeln und Mährchen, welche sie von dem angeblich hohen Alterthum des Ordens und seinen geheimen Unterneh-

mungen verbreitet haben, nicht wenig dazu beigetragen, ihn herab zu würdigen und den Regierungen verdächtig zu machen. Einige kurze historische Angaben über seinen Ursprung werden für den gegenwärtigen Zweck hinlänglich seyn; eine weitere Erörterung seiner Absichten, und eine vollständige Darstellung seines Innern gehört nicht hierher. — Die ersten Spuren der eigentlichen Freimaurer finden sich (abgerechnet, daß es zu allen Zeiten gewisse geheime Gesellschaften gegeben hat,) weder in dem patriarchalischen Zeitalter der ersten Menschen, noch in Egypten (dem Vaterlande der Hieroglyphen), noch auch unter der Regierung des weisen Salomo, sondern wurden erst um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in Großbrittanien angetroffen. Man darf nicht vergessen, in welchem traurigen Zustande sich damals die meisten Wissenschaften in Europa befanden. Aberglaube jeder Art, schädliche Vorliebe für geheime Wissenschaften, zumal für Alchymie, und eine im Grunde verdorbene Theologie, welche entweder den Geist durch müßige Spekulationen ermüdete oder das Herz durch mystische Grillen

verdarb, verhinderten allgemein die Ausbreitung der wahren Aufklärung. Die wenigen Männer von ausgezeichneten Talenten, welche über ihr Zeitalter erhaben waren, durften mit der Bekanntmachung der Wahrheit nicht zu laut werden; weil sie bei den Freunden der alten Finsterniß den hartnäckigsten Widerstand fanden. Viele verbanden sich daher in Geheim mit einander, und stifteten unter sich gewisse Gesellschaften, worunter die der Rosenkreuzer ums Jahr 1615 in Deutschland Aufsehen machte. In England hatte ein politischer Roman des Kanzlers Bacon um die nehmliche Zeit zu einer ähnlichen Verbindung die erste Veranlassung gegeben. Eine Gesellschaft aufgeklärter Männer verband sich daselbst zur Kenntniß der Natur der Dinge näher unter sich, und verbarg ihre wahren Absichten, welche damals für Ketzerei gehalten worden wären, unter bildlichen Zeichen und einigen Symbolen, welche auf gewisse Dichtungen in Bacon's Roman unmittelbaren Bezug hatten. Weil es in London Gebrauch war, daß jede Gesellschaft ein zunftmäßiges Ansehen haben mußte, und mehrere

Glieder dieses neu errichteten Ordens schon ohne dieß zur Maurerzunft gehörten; so schlugen sich die übrigen auch dazu, bedienten sich der Abzeichen der Maurer, und hielten ihre Versammlungen in dem Zunfthause derselben. Dieß ist die wahre Entstehung der Freimaurer-Gesellschaft, welche in den stürmischen Zeiten von Cromwell's Protectorat die Absichten der Königlich-gesinnten im Stillen eifrig beförderte, und dadurch zuerst in den Verdacht kam, daß in ihrem Innern Geheimnisse abgehandelt würden. Von England aus verbreitete sie sich in Frankreich, und wurde auch in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in Deutschland bekannt. Ungeachtet der mannigfaltigen Veränderungen, die sie in neuern Zeiten erlitten hat, und ungeachtet der empfindlichen Bedrückungen, die ihre Mitglieder hier und da ausstehen mußten, erhält sie sich immrr noch in Ansehen, und rechtfertigt durch manche edle und menschenfreundliche That die gute Meinung, welche ihr so viele würdige Männer, die sie zu ihren Mitgliedern zählt, unter den Zeitgenossen verschafft haben. Ihre unechten Söhne

mögen den Namen Freimaurer zur Erreichung niedriger Absicht und hämischer Entwürfe noch so sehr gemißbraucht haben, es ist ihnen doch nicht geglückt, den Glanz des Ordens völlig zu vernichten.

Frohnen.

Zu einer Zeit, in welcher alles, was sich auf Rechte und Kränkungen der Menschen bezieht, zur Sprache gekommen ist, hat man auch so viel für und wider die Frohnen geschrieben, daß sich noch viele einseitige Begriffe über diese Sache im Umlaufe finden. Zuerst ein Wort aus der Geschichte, jedoch bloß die deutschen Frohnen betreffend! Die Frohnen der deutschen Bauern, von welchen hier bloß die Rede ist, sind nicht aus der alten Leibeigenschaft herzuleiten, wie man dieses oft zu thun pflegt. Der Leibeigne mit seinen Frohnen darf nicht mit dem freien Bauer und seinen Dienstleistungen vermengt werden, welche den nämlichen Namen führen. Beide waren schon in den ältesten Zeiten von einander verschieden; und wenn der Leibeigne fröhnte, weil er

seiner Freiheit beraubt war, so entsprangen die Frohndienste des **freien Bauers** aus einem **Vertrage** mit seinem Gutsherrn, von welchem er gegen gewisse Dienstleistungen von demselben ein Grundstück erhielt. Wir reden nämlich hier von den Frohnen, welche der Bauer dem Gutsbesitzer leistet; die dem Landesherrn zu leistenden Dienste gehören (die Frohnen für die Kammergüter abgerechnet, in deren Rücksicht der Landesherr ebenfalls bloß Gutsbesitzer ist) unter die **landesherrlichen Abgaben**. Aus dieser Darstellung des Ursprungs der Frohnen ergiebt sich von selbst, daß diese an sich keine Ungerechtigkeit enthalten; ja, zu einer Zeit und in einem Lande, in welchem die Industrie noch nicht belebt und der **Geldumlauf** nur noch in einem schwachen Gange ist, sind die Frohnen nicht nur eine unschädliche, sondern auch eine für den Gutsherrn und den Bauer gleich nützliche Abgabe. Wenn zu einer solchen Zeit und in einem solchen Lande der Gutsherr der Frohnarbeiten zu seiner Erhaltung nicht entbehren kann, so hat der Bauer hier immer noch Zeit übrig, die er, da die Nachfrage

nach Arbeit sehr geringe ist, noch zu anderm Verdienste benutzen kann. Dabei vermehren die Frohndienste nicht nur seine Thätigkeit überhaupt, sondern sie erhöhen auch seinen Wohlstand; indem er durch die Nachahmung einsichtsvoller Verwalter oder Pächter herrschaftlicher Güter, welche ihn anhalten, das Land nach ihrer Anweisung zu bearbeiten, sobald er einen guten Erfolg davon sieht, auch seinen Landbau zu verbessern Gelegenheit bekommt. Dieses alles verhält sich ganz anders, zu einer Zeit und in einem Lande, in welchem das Selbstgefühl die Menschen erhöht, die Industrie belebt, und das Geld in einem raschen Umlaufe ist. Hier ist dem Bauer eine Auflage an Arbeit im höchsten Grade lästig; hier ist diese Auflage an sich selbst größer als in jenen Fällen, da der Werth der menschlichen Arbeit gestiegen ist; hier steht der Vortheil, den der Gutsherr durch die Frohnen erhält, mit dem Nachtheil, den diese auf den Bauer äußern, in gar keinem Verhältnisse. Dieser letzte Punkt bedarf einer Erläuterung. Wie viel von der Zeit, welche der Bauer auf die Frohnen verwendet, geht

nicht geradezu verloren, ohne weder dem Bauer noch dem Gutsbesitzer zu gute zu kommen? Der Bauer arbeitet im Frohndienste nicht halb so viel, als er für seinen eignen Nutzen arbeiten würde, oder auch nur ein Taglöhner arbeitet, der durch Faulheit sein Auskommen zu verlieren fürchtet. Noch unglücklicher ist dieses Verhältniß oft bei Kammergütern, wo der Bauer oft meilenweit nach dem herrschaftlichen Gute hinziehen muß; welche weite Reise reiner Verlust für ihn ist, ohne Gewinn für den Herrn zu seyn. Wie nachtheilig sind demnach unter solchen Umständen die Frohnen, indem sie die Selbstthätigkeit des Bauers niederschlagen und hemmen, die Industrie in ihrem Fortgange stocken machen, ohne jedoch dem Gutsbesitzer verhältnißmäßige Vortheile zu gewähren. Es ist daher der patriotische Wunsch mehrerer Menschenfreunde, daß die Frohnen gegen ein Aequivalent (welches keinem Gutsbesitzer ohne Unbilligkeit versagt werden kann,) aufgehoben werden, und das Geld mit seinen heilsamen Wirkungen zu Hülfe genommen werden möge; ein Wunsch, welcher schon an mehrern Orten realisirt worden

ist, und dessen Bewerkstelligung überall glücken wird, wo nicht Industrie und Geldumlauf noch in der Wiege sind. Nur Ein Einwurf findet dagegen Statt, der von Gewicht ist; der Einwurf, daß das für die Frohnen bedungene Geld mit dem Gelde überhaupt seinen Werth verändere. Allein dieser Schwierigkeit wird leicht, wie Büsch zeigt, dadurch begegnet werden können, wenn das Aequivalent für die Frohnen nach einer gewissen jährlichen Kornlieferung bedungen, und diese für die nächsten zehn Jahre zu dem dermaligen Mittelpreise angeschlagen wird, jedoch so, daß es dem Gutsbesitzer auf immer frei bleibt (nach vorhergegangener fünfjähriger Aufkündigung) dieses Korn in Natur zu heben, dem Bauer dagegen ebenfalls unbenommen ist (nach einer durch zwei Drittheile der daran Theil nehmenden Bauern erfolgten Vereinigung) dem Gutsherrn die Geldzahlung zehn Jahre vorher aufzukündigen und wieder in eine Kornlieferung zu verwandeln.

Gebräuche im Hauswesen unsrer Vorfahren.

Das Vorschneiden und Vorlegen bei Tafel ward immer als etwas Vorzügliches und Ehrenvolles angesehen. Daher entstanden die Kronämter dieser Gattung bei verschiedenen Höfen.

Man glaubte schon im Alterthume, sich unter dem Essen durch Schauspiele und andre Gegenstände zerstreuen zu müssen. Die Römer und Griechen ergötzten ihre Gäste durch Pantomimentänze, und oft durch blutige Gefechte der Gladiatoren und Ringer. Die ältern christlichen Fürsten liebten bei Tafel ebenfalls pantomimische Tänze; die Meistersänger und Troubadours mit ihren Harfen und Liedern spielten dazwischen eine große Rolle. In den Speisesälen der Geistlichen und bei den Mahlzeiten frommer Prälaten wurde aus Erbauungsbüchern oder gelehrten Werken etwas vorgelesen. Dies hat sich noch an den Tischen einiger deutschen Schulen und an den sogenannten Stipendien- und Konvikttischen der Aka-

demien erhalten. Man pflegte auch zu singen, und die erste Orgel, die nach Frankreich kam, war für die Tafelmusik Karls des Großen bestimmt. Die Tafelmusiken existiren noch an vielen deutschen uud ausländischen Höfen als eine Galasache.

Man pflegte schon in den ältesten Zeiten vor Tische, oder zu Anfang der Mahlzeit Wein zu trinken, um den Magen zu stärken; aus eben der Absicht aß man auch Eyer. Karls des Großen Mahlzeit bestand an den gewöhnlichen Tagen in vier Gerichten und einer einzigen Schüssel Wildprets.

Man aß vor Alters an bloßen hölzernen Tischen, ohne weitere Decke; man pflegte sie wohl zu glätten; hierauf folgten lederne Ueberzüge, und endlich unsere linnene und baumwollene Tischtücher. Man nahm einen Zipfel vom Tischtuch vor sich, und reinigte sich den Mund und die Finger daran; der Aufwand der Servietten wurde erst unter Karl V. bei Privatpersonen gemein. Zu Reims verfertigte man in Frankreich die ersten.

Diese Stadt machte Karl V. bei seiner Reise durch Frankreich ein Geschenk von dergleichen Tafelzeug, das auf tausend Gulden geschätzt wurde. Die Messer und Löffel sind aus dem entferntesten Alterthume. Die Gabeln wurden später bekannt. Man brachte die Bissen mit der Messerspitze in den Mund. Die ersten Gabeln waren von Eisen und hatten zwei bis drei Zacken. Statt der Teller bediente man sich anfangs der Scheiben von Brodrinde, hierauf machte man sie von Holz, und endlich von allerhand Metallen. Die bleiernen schaffte man wegen ihrer Schwere gar bald ab.

Die Epoche des ersten Kamins ist schwer zu bestimmen, aber die Erfindung der Oefen gehört den deutschen und nördlichen Völkern. Schon 1388 waren in den königlichen Häusern zu Paris und auf den Gallerien Oefen. Einige darunter hießen Sanftwärmer (chauffe doux.)

Bänke, Hutschen, Schemel u. s. w. waren vor Zeiten die üblichen Sitze, sogar in fürstlichen Pallästen. Stühle waren sehr selten. Das Bet-

te, das ein Hauptstück in einer Haushaltung, selbst bei den Armen, ausmacht, so, daß sein Mangel das sicherste Zeichen der Dürftigkeit ist, wurde bei den Römern und Griechen, nachdem sie die Gewohnheit ihrer heroischen Vorfahren, auf Laub und Thierhäuten zu liegen, mit Pflaumpolstern, Matratzen von Millet, und Federbetten vertauscht hatten, ein Gegenstand der äußersten Pracht. Das Bettgestelle bestand aus Elfenbein, Silber, oder aus Eben-, Citronen- und Cedernholz. Von den ungeheuern Betten, worin unsre Voreltern mit Weib und Kind, oft gar mit ihren liebsten Jagdhunden schliefen, haben sich noch hie und da Ueberbleibsel erhalten. Die vornehmsten Personen trugen kein Bedenken, in Einem Bette mit ihren Gästen und Bekannten zu liegen, und es war dies der deutlichste Beweis von Freundschaft und Vertrauen, den man einander geben konnte. Admiral Bonnivet theilte gar oft sein Bette mit Franz I., König von Frankreich.

Binsen- und Strohmatten waren die ersten Tapeten, womit man die Mauern eines Zimmers

behing. Die Farben des Strohs waren so künstlich und geschmackvoll gewählt und unter einander gemischt, daß diese Matten ein überaus angenehmes Ansehn machten. Man erhält noch welche aus der Levante, die von sehr feiner Arbeit und im Preis ziemlich hoch sind; sie werden wegen der Lebhaftigkeit ihrer Farben und der Schönheit der Zeichnungen allgemein geschätzt. Die linnenen und seidenen Tapeten, in welche ganze Geschichten gewebt wurden, steigen im Gebrauch über sechshundert Jahr hinauf. Unterdessen war dieser Gebrauch damals noch nicht ganz allgemein. Im funfzehnten Jahrhundert kamen die haute und basse lisse Tapeten in den Niederlanden und von dort aus in Frankreich auf. Man kaufte sie sehr theuer, und minder bemittelte Personen mußten sich an Tapeten von Bergamo, oder den points d'hongrie begnügen. Die Manufaktur der Gabelins, die unter Heinrich IV. angefangen, und durch Colbert und den berühmten Mahler le Brün zur Vollkommenheit gebracht wurde, ließ alle bekannte Fabriken hinter sich. Die venetianische Brokatelle, die persische und in-

dische gemahlte Leinwand, die sogenannten tapisserie tontisse, aus den Ueberbleibseln der Wolle, die von gefärbten Tüchern im Scheeren abgehen, und auf gummirte Leinwand geheftet werden, das gemahlte und vergoldete Leder, ist eine sehr alte Erfindung, die man den Spaniern zuschreibt, und die Papiertapeten, die in Deutschland nun überall Mode sind, gehören auch hieher.

Die ersten Spiegel waren von Metall; Cicero giebt den Aeskulap, den Gott der Aerzte, für den Erfinder aus; im Moses findet man sie auch erwähnt. Die ersten silbernen kamen unter Pompejus nach Rom. Die gläsernen Spiegel kamen gegen das Ende der Kreuzzüge zu uns; sie wurden für die Venetianer, die das Geheimniß zuerst besaßen, ein sehr einträglicher Handelszweig; und von diesen stammen alle die übrigen Spiegelfabriken her, an denen nun Europa so reich ist.

Eine Abhandlung über die verschiedenen Veränderungen, denen unsre Kleidung und Kleidermo-

den, von den ältesten Zeiten bis zu uns, unterworfen waren, würde viele Bände füllen, wir berühren nur im Vorbeigehn einige Besonderheiten der alten Trachten.

Karls des Großen Kleidung bestand gemeiniglich in einem leinenen Rock, dessen Saum von Seide durchwürkt war, und im Winter in einem Wams von Fischotterpelz, den er unter diesem Rocke trug. Schuhe und Strümpfe befestigten Bänder von allerlei Farben, und um alles hing ein langer Mantel. Man findet auch Prachtgesetze von ihm. Im Jahr 808 verordnete er folgende Preise beim Kauf und Verkauf:

Den besten Oberrock oder Mantel	20	Sols
den schlechtern , ,	10	—
den mit Marder oder Fischotter gefutterten Rock , ,	30	—
mit Katzenfell gefuttert ,	10	—

Die breiten, langen Tuniken, die oben zugehakt werden, und bis auf die Fersen herunter gehn,

wurden

wurden über die andern Kleider gezogen. Man brauchte sie, wenn man ausging, statt daß der Mantel — so ändern sich die Begriffe und Moden! — nur eine häusliche oder Staatskleidung vorstellte, und es ein Zeichen von schlechter Lebensart gewesen seyn würde, wenn man in der Stadt hätte im Mantel gehen wollen.

Die Hermelinmäntel wurden in Frankreich und Deutschland zu allen Zeiten getragen. Um seine Weiße zu heben, muschetirte man ihn mit schwarzen Schwänzchen oder Flocken von lombardischen Lämmerfellen, wie es noch jetzt Gebrauch ist. Der Hermelinmantel wurde nur von Vornehmen und von Damen vom hohen Stande getragen. Eine Königinn von England ließ zwei Hermelinmäntel vor sich her tragen, um anzuzeigen, daß sie Monarchinn von zwei Königreichen, England und Frankreich, sey.

Die Hosen hatten vor Zeiten keine Taschen, und der Bund war nicht daran genäht, sondern ein besondrer, durchzogener Gürtel, der sie befe-

stigte, wie es noch von einigen deutschen Bauern, aus gleicher Absicht, getragen wird. Außer diesem Gürtel, der den Mannspersonen allein eigen war, bedienten sich beide Geschlechter, zur Gürtung ihrer langen Kleider, noch eines andern, oder einer Leibbinde, woran die Schlüssel, der Geldbeutel, das Messer oder Schreibzeug hingen, und der bei den Damen ein Gegenstand des Luxus wurde. Sie hatten sie von Seide, Gold und Silber. Auch in den Geldbeuteln zeigte sich die Prachtsucht. Die Kreuzfahrer pflegten ihren Gurt und Beutel in den Kirchen weihen zu lassen, ehe sie den Kreuzzug antraten. Wenn man seines Vermögens, wegen Schulden, entsagte, so lösete man seinen Gürtel in Gegenwart der Richter, und die Wittwen in Frankreich, die auf die Erbschaft ihrer Männer Verzicht thaten, deponirten ihren Gürtel auf seinem Grabe.

In den ältern Zeiten war es gebräuchlich, ohne Hemde zu schlafen.

Die ersten seidenen Strümpfe wurden in England verfertigt. König Heinrich II. trug

die ersten in Frankreich an der Hochzeit seiner Schwester Margaretha.

Die festliche Kleidung des bemittelten Bürgers war schwarz: grau oder braun war die Alltagskleidung ihrer Weiber und Töchter.

Gerichtshof der Liebe.

Diese Anstalt gehört in die abentheuerlichen Ritterzeiten des Mittelalters, wo sie im zwölften Jahrhundert im südlichen Frankreich, im ehemaligen Provence und Languedoc, entstand, bis ins funfzehnte fortdauerte, und noch im sechszehnten Nachahmer und Verehrer fand. Da unter den Rittern und ihren Damen häufig verliebte Zwiste ausbrachen, und unauflösliche Fragen über wahre Galanterie vorfielen; so dachte man darauf, wie man durch Errichtung eines höchsten Tribunals, dessen Entscheidungen in Sachen der Liebe volle Rechtskraft haben sollten, diesem Uebel abhelfen könnte. Mannhafte Ritter und andre angesehene Männer, für welche eine lange Erfahrung in dieser delicaten Materie sprach, wur-

den als Richter angestellt, und ihren richterlichen Aussprüchen, welche man nach Art der Parlaments-Decrete Arrets d'Amour nannte, ward ohne Murren Gehorsam geleistet. Man sammelte diese Aussprüche, und einige berühmte Rechtsgelehrte bereicherten sie mit ansehnlichen lateinischen Commentaren. Die bekannte Isabelle von Baiern, Gemahlinn des französischen Königs, Karls des sechsten, errichtete im Jahre 1380 unter dem Namen einer Cour d'Amour eine ähnliche Anstalt, wobei alle Hofchargen nachgeäfft und mit Männern des ersten Ranges besetzt wurden. Die ewig wiederholten Erzählungen von den Qualen und Seeligkeiten der Liebe machten auch hier den Hauptgegenstand der Unterhaltungen aus, und wurden mit einem lächerlichen Ernst als Sachen der größten Wichtigkeit behandelt.

Glückwunsch beim Niesen.

Der Gebrauch, jemanden Glück zu wünschen, wenn er nieset, ist so alt, daß, schon zu Alexanders des Großen Zeit, Aristoteles seinen Ur-

sprung nicht angeben konnte. Er glaubte, den ersten Grund dazu in der religiösen Verehrung des Kopfs, als des vornehmsten Theils des menschlichen Körpers, zu finden, wo sich zulezt die Ehrfurcht bis auf eine der Hauptwirkungen des Gehirns, das Niesen, ausgedehnt habe. Die Fabellehre half sich auf eine leichtere Art. Prometheus, sagte sie, als er den ersten Menschen schuf, fing einige Sonnenstralen in einer gläsernen Flasche auf, und hielt sie der Statue unter die Nase. Die Stralen drangen durch alle Fibern des Gehirns, verbreiteten sich durch alle Nerven und Adern des Körpers, und das erste Lebenszeichen, das die Statue von sich gab, war, daß sie niesete. Voll Freude über den guten Erfolg, rief ihr Prometheus seinen Glückwunsch zu, und dies machte bei dem neuen Menschen einen so lebhaften Eindruck, daß, zum Gedächtniß dieser freudigen Begebenheit, sich die Gewohnheit auf alle seine Nachkommen fortpflanzte. Die Rabbinen behaupten eine andre Ueberlieferung. Nach dieser gab Gott gleich nach der Schöpfung das allgemeine Gesez, daß der Mensch nur ein-

mal in seinem Leben niesen, und in eben dem Augenblicke ohne weitre Krankheit des Todes seyn sollte. Es blieb auch die einzige bekannte Todesart bis auf Jacob's Zeiten. Allein dieser fromme Patriarch, der nicht so schnell und unvorbereitet die Welt zu verlassen wünschte, demüthigte sich vor Gott, und bat, ihn damit verschont zu lassen. Gott erhörte sein Gebet, er niesete, und starb nicht. Nothwendig mußte eine solche Abweichung, von dem seitherigen Gesetze, eine allgemeine Verwunderung hervorbringen, nichts war also natürlicher, als daß man in Zukunft, so oft jemand niesete, ihm zurief: Wohl bekomme es! — Das gewöhnliche Compliment der alten Griechen war: Lebe! oder Jupiter helf! Bei den Römern war es: salve! Sie beobachteten es nicht nur bloß gegen andre, sondern auch gegen sich selbst, wenn sie allein waren. So sagt ein altes Epigramm von der großen Nase eines gewissen Proclus, ihre Spitze liege so weit von seinen Ohren entfernt, daß er nicht einmal höre, wenn sie niese, um das Jupiter helf! zu sich sagen zu können.

Die Quäker sind die einzigen unter allen bekannten Bewohnern der Erde, welche diese Gewohnheit nicht befolgen. Denn man findet diese Höflichkeitsbezeugung in allen Welttheilen, im äußersten Asien wie in Amerika, wo doch die Gewohnheiten der Römer und Griechen nicht hingedrungen sind. Wenn der König von Monomotapa niest, wird es sogleich in der ganzen Stadt durch gewisse Zeichen, oder Gebetformeln, die man laut abliest, bekannt gemacht, und alles erschallt von dem Zurufe der Einwohner. Wenn der Cazike von Guachuja niesete, sagt der Geschichtschreiber der spanischen Eroberung von Florida, neigten sich die Indianer vor ihm, streckten ihre Hände aus, und baten die Sonne, ihren Fürsten zu beschützen, ihn zu erleuchten, und jederzeit mit ihm zu seyn.

Bald mischten sich Aberglaube und Vorurtheil mit ein, und man schrieb dem Niesen gewisse Deutungen und Ahndungen zu. Wer des Morgens beim Aufstehen niesete, mußte sich den Tag über wohl in Acht nehmen. In den Stun-

den von Mittag bis Mitternacht war es gut, in den übrigen aber unglücklich, zu niesen. Einer Dame zu sagen, „daß die Liebesgötter bei ihrer Geburt genieset hätten,“ war eine feine Schmeichelei bei griechischen und römischen Dichtern. Als Penelope ihren dringenden Freiern den Korb gab, und die Götter um Ulysses's baldige Rückkehr bat, niesete Telemach so heftig, daß das ganze Gemach erschütterte, und Penelope und der ganze Hof die Erfüllung ihrer Wünsche nicht mehr fern glaubten.

Bei einer Anrede, die Xenophon an seine Armee hielt, niesete ein Soldat in dem Augenblikke, als er sie zu Fassung eines gefährlichen Entschlusses aufforderte. Das ganze Heer nahm dies für ein von den Göttern gegebenes Zeichen an, und Xenophon brachte Dankopfer. Noch jezt pflegt der gemeine Mann „eine Sache beniesen“ für ein gutes Zeichen zu halten. Vielleicht liegt der Grund der Begrüßungsmode in der Physik, deren Gesetze unwandelbar sind. Das Niesen ist eine gewisse Reinigung des Gehirns, und von jeher als ein Zeichen seiner natürlichen Wärme,

Kraft und guten Einrichtung, und in manchen Krankheiten als eine glückliche Crisis angesehen worden, und in dieser Rücksicht verdient das Niesen allerdings ein Compliment von den Umstehenden.

Gottesgericht *) (Rea und Ramsey).

Ein Gottesgericht im siebenzehnten Jahrhundert ist eine Sonderbarkeit; aber unter den Widersprüchen, die in der Welt herrschen, ist es einer der seltsamsten, daß die philosophischste Nation das letzte Beispiel des barbarischen Vorurtheils gegeben hat.

Mylord Rea und David Ramsey, zwei Schottländer, trafen sich in Deutschland bei der Armee des Marquis von Hamilton, dem Karl I. die englischen Hülfstruppen anvertrauet hatte, welche er dem Könige von Schwe-

*) Des Grafen von Tolendal Essai sur la vie de T. Wentworth, comte de Strafford. London 1765.

den zuschickte. Hier, behauptetete Rea, habe Ramsey ihn bereden wollen, an einem Vorhaben, die Schotten zu empören, um Hamilton zum Könige auszurufen, Antheil zu nehmen; er habe sogar die Gesundheit des künftigen Monarchen, unter dem Namen Jakob's VIII., ausgebracht. Bei seiner Zurückkunft in London gab Rea die Reden Ramsey's an; da sie aber ohne Zeugen gehalten waren, bat er, der edle Angeber, um Erlaubniß, den unedlen Ritter vor ein Ehrengericht zu laden, um seine Klage mit den Waffen in der Hand zu behaupten.

Die Bitte ward zugestanden, und ein Gericht ausgeschrieben, um den Prozeß (nach den Gesetzen der Waffen) zu entscheiden. Das Gericht bestand aus dem Großkonstabel, dem Kronmarschall, elf Pairs und einem Ritter.

Der Lord Marschall eröffnete es mit einer Rede, um zu beweisen: daß diese Procedur des Rittergerichts dem strengen Rechte eben so gemäß sey, als die irgend eines andern Gerichtshofes des

Reichs. Nach ihm stellte ein Doktor des Rechts eine gelehrte Untersuchung über das Alter, die Gerichtsbarkeit und die Nothwendigkeit des Rittergerichts an, besonders im Falle eines Landesverraths, wenn sonst die Wahrheit nicht an den Tag gebracht werden könne.

Man erröthet mit Recht eben so sehr über den Mißbrauch, den die Menschen von ihren Kenntnissen und ihrem Verstande machen, als über die Ehrerbietigkeit, wie die Formen behandelt werden, die nur der Unsinn an die Hand geben kann. In ganz England fand sich keiner, der über diesen Gerichtshof lachte. Fast alle hielten ihn für ehrwürdig.

Die Parteien wurden in die innern Schranken des Gerichts gerufen, und ihre gegenseitigen Bitten vorgetragen. Man las das Cartel des Anklägers. Es lautete folgendermaßen:

„Im Namen Gottes *), Amen! Vor

---

*) Welche Blasphemie gegen die Quelle der Wahrheit und der Vernunft!

„Euch, erlauchte Herren, klage ich, Lord
„Rea, dich an, und fordre dich, David
„Ramsey, Esquire, als den, der die vor-
„gedachten Reden im Mai und Junius 1630 ge-
„gen mich gehalten hat. Und wenn du sie läug-
„nest, sage und behaupte ich, daß du, Ramsey,
„ein Verräther seyest, und offenbar lügst.
„Und wenn die That nicht anders bewiesen
„werden kann, erkläre ich mich bereit mit der
„Hülfe Gottes, meine Anklage und die An-
„forderung, die ich an dich thue, Leib gegen
„Leib, nach den Gesetzen und Gebräuchen der
„Waffen, in einem Zweikampfe, in Gegen-
„genwart unsers gnädigsten Herrn, des Kö-
„nigs, zu rechtfertigen und zu beweisen."

Nach geschehener Verlesung warf der Anklä-
ger in die Mitte des Gerichts einen röthen Hand-
schuh, zum Zeichen der Befehdung. Der Ange-
klagte antwortete:

„Im Namen Gottes, Amen! Und ich,
„David Ramsey, Ritter, Vertheidiger, ich
„sage und behaupte, daß alles, was in der

„benannten Anklage und Ausforderung enthal-
„ten ist, falsch und boshafter Weise gegen mich
„und gegen die Wahrheit erdichtet und ge-
„schmiedet sey. Und in so ferne du, Do-
„nald Lord Rea, es behauptest, sage und
„erkläre ich, daß du gröblich lügst, daß du ein
„unverschämter Verläumder bist, daß du ver-
„dienst, als ein Verfälscher und Verräther be-
„straft zu werden. Auch erkläre ich mich be-
„reit, mit Hülfe Gottes, das, was ich zu mei-
„ner Vertheidigung vorgebracht habe, Leib ge-
„gen Leib, nach den Gesetzen und Gebräuchen
„der Waffen in einem Zweikampfe, vor un-
„serm gnädigsten Herrn, dem Könige, zu be-
„weisen und zu rechtfertigen, indem ich das
„Gericht unterthänig bitte, und eifrigst wün-
„sche, daß der Ort und der Tag zum Zwei-
„kampfe ohne Verzug bestimmt werden möge.."

Nach dieser Antwort warf der Angeklagte ei-
nen weißen Handschuh in die Mitte des Gerichts-
hofes, zum Zeichen des Kampfes.

Ein Waffenkönig nahm die beiden Handschuhe
auf, und überlieferte sie in die Hände des Cor-

stabels, der sie dem Protokollhalter des Hofes zur Verwahrung gab.

Der Oberkonstabel befahl hierauf, daß der Kläger und der Angeklagte verhaftet werden sollten. Für beide traten Bürgen auf, einer für Lord Rea, zwei für David Ramsey. Sie erboten sich, mit ihrer Person dafür zu haften, daß die beiden Kämpfer sich zu Gericht stellen, und sich nicht eher schlagen sollten, als der Gerichtshof sie dazu bevollmächtigen würde. Sonderbare Bürgschaft; als ob durchaus sich einer schlagen müssen, selbst wenn die eigentlichen Streiter ausgeblieben wären!

Nun schritt man zum rechtlichen Verfahren. So seltsam mischte man alles durcheinander, daß nie nach einem festen Grundsatze gehandelt wurde. Rea wollte nicht weniger als sechszehn Rechtsbeistände, die er aus Grafen, Vicomten, Baronen, Pairssöhnen, Rittern und Doctoren wählte. Ramsay, immer weit einfacher, als sein Gegner, begnügte sich mit Einem Rechtsfreunde, dem Doktor Eden.

Man hörte Zeugen über Reden ab, die unter vier Augen vorgefallen waren. Das war die Form, an der hing man. Man sagte, um sie zu entschuldigen, daß die Aussagen Umstände angeben könnten, welche die angeblichen Reden mehr oder weniger glaubwürdig machten.

Mehrere Tage gingen mit diesen Proceduren hin. Einer der Doktoren hielt auf's neue eine Rede, die ernsthaft zu dem Schlusse führte, daß ein Zweikampf die Ungewißheit heben und die Wahrheit entdecken könne. Der Oberkonstabel nahm die hingeworfenen Handschuhe, steckte die Fehde in den einen, die Antwort in den andern, hielt jenen in der rechten, diesen in der linken Hand, legte sie hierauf bei einander, bog sie zusammen, und sprach so, feierlich, folgendes Urtheil.

„Im Namen Gottes des Vaters, des Soh-
„nes und des heiligen Geistes, der heiligen
„und anbetungswürdigen Dreieinigkeit, die da
„eins ist, und des einigen Gottes und Rich-
„ters des Kampfes. Wir, die wir hier seine

„Stellvertreter sind, unter dem ganz vor-
„trefflichen Fürsten in Jesus Christus,
„unserm gnädigsten Herrn, dem Könige, der
„uns hiezu befehliget hat, Wir lassen euch,
„Donald Lord Rea, Befehder, und euch,
„David Ramsay, Ritter, Befehdeten,
„zum Zweikampfe zu, über die Klage, so
„wie auch über die Antwort, so wie sie
„in diesen Schriften enthalten sind, und wir
„bestimmen auch hiezu den zwölften Tag
„des nächstkommenden Monats, zwischen
„Sonne und Sonne auf dem Felde Tütt-
„lefield in Gegenwart unsers gnädigsten
„Herrn, des Königs, damit jeder von euch
„nach allen seinen Kräften seine Sache be-
„haupte."

So ungedacht konnten die Menschen entschei-
den, die sich berufen glaubten, über Menschen zu
urtheilen, oder gar zu herrschen. Wie tief kann
die Menschheit in ihren edelsten Kräften sinken!

Dem Lord Rea ward bis zum Tage des
Zweikampfs die Westseite der Stadt, und Ram-
say

say die Ostseite angewiesen. Das Gericht bestimmte den Ort, und die Anzahl, Größe oder Maaß der Waffen, die aus einem langen und kurzen Degen, einer Lanze und einem Dolch bestanden.

Man beschied die Parteien an einem Tage vor dem Kampfe, um zu hören, ob sie noch etwas vorzubringen hätten. Lord Rea bat um Erlaubniß, auf dem Kampfplatze ein verschlossenes Zelt zu haben, daselbst trinken, essen, und alle seine Bedürfnisse befriedigen zu können; er verlangte außerdem Nägel, Hammer, Eisendrath, Pfriemen und Meißel, Rathgeber mit ihrem Rathe, einen Schneider mit Nähnadeln, einen Waffenschmidt mit Werkzeuge, einen Wundarzt mit Salben. Auch wollte er auf dem Kampfplatze seine Waffen versuchen, anlegen, ablegen, und andre Vertheidigungswaffen zu Hülfe nehmen können, und, wenn er unterliegen sollte, in geheiligter Erde begraben werden. Ferner bat er, den Kampfplatz den Tag vor dem Kampfe untersuchen zu können. Seine Anträge waren ohne Ende. Ramsay faßte sich kürzer: er forderte einen Raufdegen,

einen Dolch und um Beschleunigung des Tages zum Zweikampfe.

So weit war das barbarische Possenspiel gediehen; schon war die allgemeine Neugierde rege; der Pöbel, der seinen Genuß nicht auf der Waage des Guten und Schönen abwiegt, lief dem Reize der Neuheit zu, und vergaß die Barbarei über dem Ungewöhnlichen. Zum Glück ward alles zum Blendwerke. Der König setzte erst den Tag des Kampfes einen Monat weiter hinaus, und untersagte ihn hierauf gänzlich, nahm seinen Auftrag zurück, und ließ das Rittergericht auseinander gehen. Die beiden Kämpfer wurden in den Tower gebracht, und nicht eher entlassen, als bis sie versprochen hatten, nichts gegen einander zu unternehmen. Hamilton und Ramsay erhielten ihre Würde wieder, Rea verlor seine Stelle in der Armee.

Heiraths-Gebräuche.

1.

Bei den Griechen.

Wenn junge Mannspersonen unter den Griechen ihren Geliebten die ganze Macht der Liebe zeigen wollen, so schneiden sie sich mit Messern in die Arme. Sie verheirathen sich in Gegenwart des Priesters, wozu sie allezeit Gevattern nehmen. Wann die Braut aufs beste geputzt ist, wird sie in das Zimmer gebracht, wo sich die Sippschaft versammelt hat. Der Priester stellt alsdann das Bild eines Heiligen auf den Tisch, wo zwei Ringe, nebst zwei kleinen von Wolle gemachten Kronen liegen, und zwei angebrannte Wachskerzen stehen. Der Bräutigam nimmt alsdann den ersten Platz ein. Man bringt zugleich eine große Schüssel, und der Priester fragt die Gesellschaft, ob sie Geschenke geben wolle. Einige geben Geld, andre Wäsche, Küchen- und Hausgeräthe. Das Geld wird in die Schüssel gelegt, das übrige in Körbe. Während dieser Zeit wird mit Weih-

rauch, oder andern wohlriechenden Sachen, geräuchert, und gebetet. Braut und Bräutigam nähern sich alsdann dem Priester, der die Ringe weihet, sie an beider kleine Finger steckt, wieder abzieht, und dieses verschiedenemal wiederholt. Hernach nimmt er die Kronen, setzt sie ihnen auf den Kopf, und nimmt sie wieder ab. Beide Verlobte nehmen sich bei der Hand, und drehen sich einigemal um die Gevattern, alsdann wird ein Glas mit Wein gebracht, woraus Braut und Bräutigam trinken, und der Priester, der den Rest zu sich nimmt, zerbricht das Glas.

Die Popen selbst müssen sich bei ihrer Verheirathung bei dem Bischofe melden, und ihm die Person nennen, die sie sich erwählt haben. Diese muß ehrbar, keusch und vornehmlich schön seyn. Die Heiligkeit des Standes erfordert, daß ein Priester sich in keine Liebeshändel einlasse; die Reize seiner Frau sollen ihn in den engsten Schranken seiner Pflicht erhalten. Wenn sich daher eine vorzügliche Schönheit auszeichnet, so bestimmt sie das Volk der Gegend gleich für einen Geistlichen,

und giebt sich Mühe, sie ihm durch die Verwandten antragen zu lassen. Man sieht es für eine religiöse Handlung an, griechische Schönen, wo nicht Gott, doch seinen Dienern zu widmen.

Man kann daher keiner Frau höhere Lobsprüche machen, als wenn man sagt, sie übertreffe an Schönheit und Tugend die schönste und sittsamste Priesterfrau, welche immer ungemeine Bescheidenheit mit ihrer Schönheit verbinden. Der weiße Schleier auf ihrem Kopfe, die Reinlichkeit ihrer Kleidung, und die Unschuld ihrer Aufführung und Reden, haben so viel Einnehmendes, daß sie oft den heftigsten Anfällen der Galanterie ausgesetzt seyn würden, wenn sie ihre Tugend nicht schützte.

2.

Bei den Syrern.

Bei den Syrern ist der Hochzeittag gewöhnlich der erste, wo Braut und Bräutigam einander kennen lernen. Meistens ist es die Mutter,

welche die Verbindung stiftet; so bald sie ein Mädchen gefunden hat, das sie für ihren Sohn schicklich zu seyn glaubt, so ist der Antrag bald geschehen, der Preis bestimmt, die Erlaubniß beim Cadi gesucht und erhalten. Alsdann werden Zeugen von beiden Theilen ernannt, deren Amt ist, die Braut zu kaufen und wieder zu verkaufen. Der Priester frägt den einen, ob er sie um so und so viel kaufen will, und den andern, ob er damit zufrieden ist. Bei der Bezahlung giebt er ihre Hände zusammen, die bestimmte Summe wird ausgezahlt, der Handel geschlossen, und die Ceremonie endigt sich mit einem Gebet aus dem Koran.

Von diesem Augenblick an steht dem Bräutigam frei, die Braut zu sich zu nehmen, er giebt aber allezeit der Familie durch einen Bothen erst Nachricht davon. Sie wird alsdann von beiderlei Aeltern geführt, und in die für sie bestimmten Zimmer gebracht, welche von dem Zimmer des Mannes immer abgesondert sind. Wenn der Abend herannaht, kleiden die Mannspersonen den Bräutigam aus, melden es dem Frauenzimmer,

und man läßt sie in den Hof vor ihre Zimmer kommen, wo ihn die nächsten Anverwandten empfangen, tanzen und singen vor ihm her, und die Braut kommt ihm auf die Hälfte des Weges entgegen. Sie läßt sich aber noch nicht ganz sehen. Ein Stück von rothem Flor bedeckt sie von oben bis unten, und oft hat sie noch vor dem Gesicht ein ausgeschnittenes goldnes Blatt, das Stirne und Backen bedeckt. Der Bräutigam führt sie hernach wieder zurück, und bleibt endlich mit ihr allein.

3.

Bei den Persern.

Die Perser schließen ihre Heirath selten auf Lebenszeit, sondern meistens nur auf gewisse Jahre, und erneuern alsdann den Kontrakt bei der Verfallzeit, wenn sie bisher zufrieden gewesen sind.

Alle Kinder eines Vaters haben gleiches Recht an der Erbschaft, die Mutter mag Ehefrau oder Kebsweib gewesen seyn; der Unterschied zwischen

ehelich und unehelich erzeugten Kindern ist in Persien unbekannt.

Die öffentlichen Weibspersonen sind so häufig, daß sie in Ispahan ihr besondres Quartier haben, und sie die Polizei in besondre Register einschreibt. Ihr Name zeigt den Preis, wie hoch sie die Gefälligkeit schätzen: eine heißt die 12 Canans, die andre die 20 Canans, (so viel als 40 Louisd'or). Ihr Name ändert sich mit dem Verlust ihrer Reize, und die 20 Canans erhält zuletzt den Namen der kleinsten Münze, wenn sich kein Liebhaber zu so hohem Preise verstehen will. Den Tänzerinnen ist gleichwol verboten, ihre Gunst unter 2 Canans zu verkaufen, denn wenn auch dieser Preis noch zu hoch ist, so erhalten sie von der Gesellschaft ihren Abschied. Alle Städte in Persien sind von solchen Nymphen voll: sie gehen in die Karavanserais, in die entlegensten Basards, in die Höfe der Moscheen, und schleichen sich zuweilen bis in die Zellen der Mollas. Ispahan allein registrirt über jährliche 12000 Mädchen.

4.

Bei den alten Preußen.

In Ansehung des Heirathens und des Ehestandes hatten die alten Preußen ganz besondre Grundsätze und Gewohnheiten. Sie nahmen ihre Weiber nicht nach erhaltener Erlaubniß ihrer nächsten Anverwandten, sondern entführten sie. Zu diesem Geschäfte wurden gemeiniglich zwei Freunde des Bräutigams genommen, und erst dann, wenn die Braut entführt war, wurde bei den Aeltern um sie geworben. Diese gaben aber der Tochter keine Aussteuer mit, sondern der Bräutigam mußte vielmehr seinem künftigen Schwiegervater ein gewisses Heirathsgut zahlen und seine Frau gleichsam von ihm erkaufen. Bei den Hochzeiten selbst wurden gewöhnlich, wenigstens bei den Vornehmern, folgende Ceremonien beobachtet. Ehe die Frau nach dem Hause ihres künftigen Mannes hingeführt wurde, pflegte sie alle ihre Anverwandten zu einem Gastmahle einzuladen. Wenn die Mahlzeit vorbei war, bat sie die Gäste, mit ihr ihre Jungfrauschaft zu beweinen; ließen sich

diese dazu willig finden, so fing sie ihr Klagelied mit großer Wehmuth an, und schrie jammernd ungefähr folgende Worte: „Wer, wer wird nun ins künftige meinem Vater und meiner Mutter das Bett machen? Wer wird ihre Füße waschen? Mein liebstes Hündchen! Mein liebstes Hühnchen! Mein liebstes Schweinchen u. s. f., wer wird euch ins künftige speisen?“ Hierauf führten die Freunde die Braut zu dem Heerde; da fing sie denn wieder auf die nehmliche Art zu klagen an: „Mein liebes heiliges Feuer! wer wird dir ins künftige Holz zutragen, damit der Vater und die Mutter ihre alten abgelebten Glieder durch deine Wärme erquicken?“ Die Verwandten klagten und weinten zwar mit ihr, suchten sie aber doch wieder zu trösten. Unterdessen schickte ihr der Bräutigam einen Wagen, auf dem sie in die Gegend, wo dieser wohnte, hingefahren wurde. Wenn sie sich der Gränze seiner Wohnung näherte, so kam ihr Jemand entgegen, welcher in der Einen Hand einen Feuerbrand, in der andern eine Kanne mit Bier hatte. Er rannte dreimal um den Wagen herum und sprach: „Wie du das Feuer bei

deinem Vater bewahrt hast, so wirst du es auch hier thun!" und darauf gab er ihr zu trinken. Der Fuhrmann der Braut war gut angekleidet; wenn er vor das Haus des Bräutigams kam, stürzte er sich wild von dem Pferde hinunter, und während die Gäste schrieen: der Wagentreiber kommt, der Wagentreiber kommt! — lief er ins Haus, und setzte sich mit Einem Sprunge auf einen Stuhl, der bei der Thür stand und mit einem Kissen oder Tuch bedeckt war. Falls er aber nicht mit Einem Sprunge auf dem Stuhl kam, so ward er tüchtig durchgeprügelt und zu einer andern Thür hinausgeworfen. Sprang er hingegen grade herauf, so saß er so lange, bis die Braut herein kam; alsdann wurde diese darauf gesetzt. Hierauf wurde getrunken, und hiernächst die Braut um den Heerd geführt. Sodann wusch man ihr die Füße, und mit diesem Wasser besprengte man die Gäste, das Brautbett, das Vieh und das ganze Haus. War dies geschehen, so band man der Braut die Augen zu, schmierte den Mund derselben mit Honig, und führte sie vor alle Thüren und Höfe, wobei der Führer sagte: „Stoß an!"

Hatte sie dies mit dem Fuße gethan, so kam Jemand mit einem Sacke, worin allerlei Getreide war, heraus, beschüttete damit die Braut, und sprach: „Unsre Götter werden dir alles in Ueber-
„fluß geben, wenn du nur in dem Glauben, in
„welchem deine Vorfahren gestorben sind, blei-
„ben, und deiner Haushaltung mit allem Fleiße
„und gebührender Sorgfalt vorstehen wirst." — Hierauf ward gegessen und getrunken. Ehe die Braut zu Bette ging, schnitt ihr ein Freund die Haarlocken ab, die Frauen aber setzten ihr einen breiten Kranz auf, welcher mit einem weißen Tuche benähet war. Diesen Kranz mußte sie tragen, bis sie einen Sohn gebahr. Indem man ihr denselben aufsetzte, ward ihr gesagt: „Die Mädchen, die du trägest, sind
„von deinem Fleische, bringest du aber einen Kna-
„ben zur Welt, so ist die Jungfrauschaft aus." Am Ende wurde sie zu Bette geprügelt; worauf man ihr und dem Bräutigam gebratene Nieren von Böcken, Ochsen oder Bären in's Bett brachte. Zuletzt wurde die Braut noch von vornehmen Weibern belehrt und unterrichtet, und des andern Morgens alles übrig gebliebene vollends verzehrt.

5.

Bei den Karaiben.

Die Karaiben befolgen bei der Verheirathung ihrer Töchter den Grundsatz, daß jeder Genuß durch vorhergegangene Entbehrung erkauft werden müsse. Vierzig Tage lang vor der Hochzeit dürfen die guten Mädchen keinen Bissen mehr zu sich nehmen, als zur Fristung des Lebens nothwendig ist. Die Heirathsceremonien selbst sind von sonderbarer Beschaffenheit. Männer und Frauen versammeln sich, mit Blumen bekränzt, in einem Gehölze. Eine Menge musikalischer Instrumente erweckt die Versammlung zur Fröhlichkeit. Der Kazike (Priester) führt den Trupp an. Ehe man aus dem Holze geht, bringt man ihm ein Gericht Fleisch. Dieses nimmt der Kazike, wirft es zur Erde und ruft dazu: „Da, du „Hund von bösem Geiste, friß das, und laß uns „dafür heute ungeschoren!“

Der Zug tanzt nun bis zur Thüre der Neuverehlichten. Alte Weiber sind diesem zunächst,

wovon die eine Hälfte weint und die andre lacht. Die Weinerinnen brechen in die Worte aus: „Ach, mein Töchterchen, kenntest du die Sorge „und den Verdruß einer Haushaltung, Du näh„mest Dir in Deinem Leben keinen Mann!“ Damit indessen das gute Kind nicht kleinmüthig werde, rufen die Lacherinnen: „Ach, mein gutes „Töchterchen, kenntest Du die mannigfachen Freu„den einer Haushaltung, so hättest Du Dir „längst einen Mann genommen!“

Im Hochzeithause setzt sich hierauf alles um einen mit Schildkröten beladenen Tisch, wo bis in den andern Tag hinein gegessen und getrunken wird.

Hofnarren.

Die Bestimmung dieser an den meisten Höfen ehemals unentbehrlichen Person war, die Fürsten und das regierende Haus durch lustige Ein-

fälle zu ergötzen. Man findet dergleichen Geschöpfe zwar schon hin und wieder bei den Alten; doch in der Form, wie sie noch in den neuern Zeiten existirten, sind sie erst im Mittelalter eingeführt worden, wo die Rohheit und Unwissenheit der Regenten dergleichen plumpe Unterhaltungen nothwendig machte. Sie wurden besonders von der Zeit an beliebt, als die Troubadours, Minnesänger, Minstrels und andre Dichter des Mittelalters aufgehört hatten, durch ihre Gesänge die Fürsten zu vergnügen, und bekamen nicht nur eine ausgezeichnete lächerliche Kleidung, z. B. mit Schellen, sondern oft zur Belohnung für ihren allezeit fertigen Witz die ansehnlichsten Staats- und Hofämter, die sie gewöhnlich nicht zu verwalten wußten. Diese Art Hofbeamte, die nur dann einigen Nutzen hatten, wenn sie dem Regenten, der außerdem der Wahrheit sein Ohr verschloß, im Scherz seine Fehler vorlegten, erhielt sich bis in's 17te Jahrhundert; und Kunz von der Rosen, Gundling, Kyau u. a. sind bekannt genug. Friedrich der Einzige bewirkte durch sein ruhmvolles Beispiel die gänzliche Abschaffung

dieser Stelle, wenigstens dem Namen nach. Die Schicksale der Hofnarren hat uns **Flügel** in seiner **Geschichte der Hofnarren**, einem vortrefflichen Werke, weitläufig beschrieben.

Johannistag in Posen.

Wenn die Bewohner einer Provinz von achtmalhunderttausend Einwohnern und zwölfhundert adelichen Gütern, die zusammen einen Territorial-Werth von mehr als vierzig Millionen Thalern ausmachen, in eine Provinzialstadt von mittelmäßiger Größe zusammen kommen, um ihre Geldgeschäfte für das ganze Jahr, in einem Zeitraume von drei bis vier Tagen, zu verrichten, so kann es nicht fehlen, daß dieser Verkehr der Stadt ein ungewöhnliches Ansehen voll Leben und Thätigkeit geben muß, welches dem ruhigen Zuschauer mannigfachen Genuß gewährt, und selbst dem entferntesten Leser, durch die Beschreibung, reichhaltigen Stoff zur Betrachtung und Unterhaltung giebt.

Dies

Dies Schauspiel stellt Posen jährlich am Johannisfeste vom 24sten bis zum 28sten Juny dar; in welchem kurzen Zeitraume der gesammte Adel der Provinz und der begüterte Mittelstand hier zusammen kommt, um Zahlungen zu leisten, oder zu empfangen, und alle mögliche Arten von Contrakten abzuschließen, welche der Betrieb ihrer bürgerlichen Geschäfte nur irgend nothwendig macht. Eine Gewohnheit, welche die Bequemlichkeit, zur Erleichterung des Geschäftsbetriebes, schon seit Jahrhunderten einführte. In diesen Tagen wächst die Menschenmasse, nach einer mässigen Berechnung, von zwanzig tausend bis auf zwei und dreißig tausend, und der Zuwachs an Pferden steht damit in ziemlich gleichem Verhältnisse.

Die Bürger schicken sich an, so viele Gäste aufzunehmen; jeder Hauswirth, selbst den Stand der Honoratioren nicht ausgenommen, schränkt sich auf ein Dachkämmerchen ein, um für die entbehrlichen, schon vier Wochen zuvor bestellten, Zimmer einen Miethszins von zehn bis hundert Thalern

mitzunehmen. Bäcker und Fleischer, Brauer und Branntweinschenker setzen sich in Bewegung, um hinlängliche Vorräthe für so viele Mäuler anzuschaffen. Die Kaufleute und Apotheker ziehen ihre Rechnungen aus; der Chef des Justiz-Collegii vertheilt die Rollen zur Aufnahme der Geschäfte unter die Mitglieder desselben; die Justiz-Commissarien schließen ihre Conto's ab, und spitzen die Federn; die Aerzte schneiden Papier in Vorrath zu Recepten; der Conditor Tobieszewski und die Kuchenliese schlagen ihre Eiszelte auf dem Wilhelmsplatze auf. Die Diener der Gerechtigkeit ziehen sich aus ihren Kreisen nach der Hauptstadt zurück, um hier ihre Aufträge mit Bequemlichkeit zu vollstrecken, indem sie sicher sind, ihren Mann, den sie lange vergebens gesucht haben, in diesen Tagen hier zu finden. Das Chor einheimischer Musikanten stimmt seine Instrumente; selbst die * *, deren Zunft um diese Zeit noch durch Schwestern aus Berlin, Warschau und Breslau verstärkt wird, machen ihre festliche Toilette, in Erwartung einer reichlichen Erndte; und die Juden, welche in Südpreußen durch das Her-

kommen zu Geschäftsträgern gestempelt sind, umschwärmen, gleich einem Bienenschwarme, diese mannigfachen Gruppen, und verbinden sie zu einem ganzen lebhaften Gemälde des erhöheten städtischen Erwerbfleißes. Polnische und deutsche Schauspieler, Optiker und Zahnärzte, Virtuosen, Prager Musikanten und Dudelsackpfeier, Kunstbereiter und Kunsthändler, wilde Thiere und Wachsfiguren, Kaufleute mit Lioner Waaren, und Liederverkäufer, Bärenführer und Silhouettenzeichner, Weiße, Mohren, Riesen und Zwerge, Banquiers und Klopffechter, Glashändler, Mahler, Seiltänzer, Porzellanflicker ꝛc. fahren, reiten und wandern ein, um wenigstens einen kleinen Theil von der in Umlauf kommenden Geldmasse zu erschnappen. Kurz, der Vorabend des Festes beginnt, und mit ihm strömen auch von allen Seiten die Bewohner des platten Landes, in mannigfacher Absicht, zur Hauptstadt: die Männer — um Güter zu kaufen oder zu verkaufen, Pachtungen zu übernehmen, Darlehne zu negociiren, Zinsen zu zahlen oder zu empfangen, und nebenher — zu trinken. Die Weiber — um Vergnügen aller Art zu genießen,

welche die Stadt in diesen Tagen so reichlich darbietet, daß die Tageslänge kaum hinreicht, um alle zu umfassen.

Wer gerichtliche Angelegenheiten hat, benutzt das Johannisfest, um sich von der Lage der Sache zu unterrichten, oder seinen Geschäftsträger für das ganze Jahr mit Instruktion zu versehen, und wer geschäftslos zur Stadt kommt, was selten der Fall ist, hascht nach Vergnügen.

Einkäufe ökonomischer Bedürfnisse, Veränderungen der Garderobe und des Putzes, Annahme eines Hauslehrers oder Tanzmeisters für die Kinder, selbst Zeitungs-Lectüre, kurz alle Gattungen von Geschäften, die nicht schlechterdings unaufschieblich sind, werden zum Johannisfeste verspart; ja selbst Kranke, welche zu entfernt von einem Arzte wohnen, und nicht des Vermögens sind, theure Reisen zu bezahlen, verschieben die Kur, wenn die Krankheit nur einigermaaßen zu den chronischen gehört, auf Johannis, um sich als-

dann auf eine wohlfeilere Art medizinische Hülfe zu verschaffen.

Am Morgen des Johannistages scheint die Stadt neu bevölkert; denn die beständigen Einwohntr verlieren sich unter der Menge von Fremden, welche die Eilfertigkeit der Geschäfte unaufhörlich in den Straßen umhertreibt; aus jedem Fenster sieht man neue Gesichter, indeß die alten, wohlbekannten sich in das hinterste Kämmerchen zurückgezogen haben. Der reichere Adel besetzt die Häuser am Ringe und an der Wilhelmsstraße; der mindervermögende sucht in den zunächst an diese grenzenden Straßen unterzukommen, und so erstreckt sich die Einquartierung, in verhältnißmäßigen Abstufungen, bis in die entferntesten Vorstädte.

Aus jedem Hause tönt das Geklirre ausgeschütteter Geldbeutel, welches sich in dem Gerassel mannigfachgeformter Equipagen verliert, worin die Damen im Morgenanzuge von Haus zu Haus fahren, um ihre angekommenen Freundinnen zu besuchen, und den langweiligen Vor-

mittag zu verplaudern oder in den Putzläden einen Theil ihrer Reize für den — Abend einzukaufen; indeß die Männer sich nach ihren Schuldnern umsehen, oder neue Kontrakte verabreden, und — wenn sie selbst mehr Zahlungen zu leisten haben, als ihre mitgebrachte Baarschaft beträgt, sich in Spekulationen erschöpfen, um die fehlende Summe herbei zu schaffen, welches, bei den verhältnißmäßig geringen Summen des umlaufenden baaren Geldes, in der That keine Kleinigkeit ist. Juden in zerlumpten Mänteln, die kaum noch durch ein paar Fetzen zusammenhängen, tragen mächtige Geldsäcke hinter dem in seinem Staatsrocke voranschreitenden Gutsbesitzer her, mit einer Miene voll Wichtigkeit, welche verräth, wie sehr sich die armen Schächer selbst durch dieses Tragen ihres Abgottes, des Mammons, geehrt fühlen; oder sie laufen athemlos mit Hypothekenscheinen umher, um noch in den letzten Augenblicken Summen zu negociiren, wovon ein Procentchen für die Bemühung sie auf zeitlebens glücklich machen würde, wenn das Projekt gelingen sollte, was nur zu selten der Fall ist. Nichts ist lächerlicher,

als der Schwindel, womit eine Menge Menschen, die keinen Begriff von dem Gange eines soliden hypothekarischen Darlehnsgeschäfts haben, sich denselben, aus Hoffnung eines ansehnlichen Gewinns, unterziehen.

Ein Hülfsbedürftiger erfährt aus der dritten Hand den Namen eines Geschäftsmanns, der sich mit Geldmäkeln abgiebt, und trägt ihm seine Dokumente hin. Dieser verspricht in ein paar Tagen bestimmte Erklärung des Gläubigers, der das Geld schon bereit liegen haben soll, über das Darlehnsgeschäft, und stellt die Dokumente einem Faktor zu, welcher einen sichern Mann weiß, von dem das Geld sogleich negociirt werden kann. Der Faktor bedingt sich nur ein paar Procente aus, für seine Bemühung, die er mit ein paar Gehülfen theilen muß, und giebt die Papiere einem Dritten, der von einem Vierten gehört hat, welcher sichere Kundschaft von einem Manne haben soll, dem ein großes Kapital zur Unterbringung gegen leidliche Bedingungen, das heißt, zehn Prozent Abzug vom Kapital, angeboten worden.

Von diesem empfängt sie der fünfte, und aus dessen Hand wol gar der sechste Unterhändler, der mit den Papieren athemlos zu demselben Geschäftsmanne eilt, welcher sie aus der Hand des Gutsbesitzers empfing. Der Geschäftsmann sieht mit Erstaunen seine eignen Dokumente, und merkt nun wol, daß er angeführt ist; aber er darf sie nicht behalten, sondern empfängt sie erst durch denselben Zirkel, aus der Hand seines Faktors, mit der Nachricht zurück: daß dem Creditor die Sicherheit nicht anstehe, oder das Kapital bereits versagt sey; Niemand von den Negocianten erfährt, außer seinem Vordermann, etwas von dem wahren Zusammenhange der Sache, und so kommt es, daß dieselbe Farce von denselben Personen, außer dem ersten und letzten Akteur, mehr als einmal wiederholt wird.

Gegen elf Uhr zieht der Strom des negocirenden Publikums nach dem Regierungsgebäude. Hier ist gleichsam die Börse, wo in den ersten beiden Verkehrstagen die Geschäfte unter den Parteien nur verabredet werden, ehe die gerichtliche

Aufnahme erfolgt. Ein verworrenes Geräusch von tausend Stimmen, in polnischer, deutscher, lateinischer und französischer Sprache, betäubt hier die Officianten, die mitten in diesem Gewühl ihre Berufsgeschäfte zu verrichten genöthigt sind. Ein Heer von Supplikanten bestürmt das Präsidium mit Vorstellungen, die einer schleunigen Verfügung bedürfen. Ein Theil hält das Depositorium belagert, um Zahlungen in Empfang zu nehmen, wozu die Gelder erst aus der Bank eingezogen werden müssen; denn es ist eine Gewohnheitssünde der Nation, selbst dringende Angelegenheiten bis auf die letzte Stunde zu verschieben. Daher werden Executions- und Arrestgesuche, Bitten um Eintragung, Ertheilung eines Hypothekenscheins, Bewilligung eines Darlehns u. s. w. erst angebracht, wenn das Johannisfest schon beginnt, und Ein Citissime jagt denn das andre. Kaum, daß die Mittagsstunde einen kleinen Stillstand dieses allgemeinen Treibens bewirkt. Die Freuden der Tafel werden nur als Nebensache betrachtet. Der Durst nach Gelde erstickt selbst den Weindurst, und kaum ist das Mittagsbrod verzehrt, so beginnt derselbe Ge-

schäftsdrang von neuem, bis die Schauspielstunde schlägt, in welcher Lieblinge der höhern und der niedern Stände das geschäftige Publikum zu sanftern Freuden einladen, und den ernsthaften Geschäften für den Tag ein Ende machen.

Alle Unternehmer der öffentlichen Belustigungen haben sich so eingerichtet, daß sie sich in Ansehung der Zeit nicht hindern, so, daß das Publikum an einem Tage alle diese Schauspiele besuchen kann, und wenn Abends um zehn Uhr die Komödie endigt, wieder ein Pickenick, um die Nacht zu verkürzen, beginnt. Eine Einrichtung, die um so mehr Beifall verdient, da der größte Theil der Johannisgäste nicht nach ländlichen Freuden, (denn sie leben ja das ganze Jahr auf dem Lande,) sondern nach städtischen Vergnügen dürstet, wozu die kurze Zeit mit weiser Sparsamkeit genußt werden muß.

Wer am Tanze kein Vergnügen findet, genießt den schönen Abend auf der Promenade, oder

in den Eisbuden auf dem Wilhelmsplatze, während herumziehende Musikanten und Leiermänner, vor den hin und wieder noch spät erleuchteten Fenstern, ihre Serenaten anzubringen suchen.

Aus allen Schenken und Kneipen, deren Zahl Legion ist, tönt Musik bis zum Dudelsack herunter, mit wildem Geschrei der Tanzenden vermischt. Hin und wieder taumeln Trunkene nach Hause, und lallen das zweitönige Volkslied, welches von den niedern Klassen der Nation nur in diesem Zustande gesungen wird.

Der zweite und dritte Tag sehen dem ersten vollkommen ähnlich. Dasselbe Gewühl auf den Straßen, wie im Gerichtshofe. Geld und Vergnügen sind die großen Triebräder, welche diese Masse in beständiger Bewegung erhalten. Jeder strebt, seine Geschäfte so bald, als möglich, zu beendigen, um von dem theuern Pflaster wegzukommen. Ein besonders lebhaftes Schauspiel gewährt der Ring, ein Marktplatz von beträchtlicher Größe. Die ganze Fläche ist mit Wagen, wor-

auf die Bauern Lebensbedürfnisse zu Markte bringen, mit Kramläden, Gartenfrüchten und Produkten aller Art so bedeckt, daß die Polizeibediente nur mit Mühe einen fahrbaren Weg offen erhalten können, worin die Passage doch mit jedem Augenblicke stockt. Tausende von Fußgängern suchen zwischen dieser Wagenburg durchzuschlüpfen. Waaren und Geldsäcke werden hin und her getragen — junge Elegants zeigen sich auf einem neuen geschmackvollen Kabriolet, oder als schulgerechte Reuter, den Damen, die an den offenen Fenstern die langsamen Morgenstunden verflüchtigen, und auf die oft mühseelige Geschäftigkeit der Männer sorglos herabsehen. Auf dem Kollegienhause vermehrt sich das Gedränge mit jedem der drei folgenden Tage. Die Verhandlung der Geschäfte beginnt nun, aber mit jedem Tage wird auch der Mangel an Gelde, der den unsichern Geschäftsgang hemmt, fühlbarer, und die Verlegenheit wächst. Ein Gutsbesizzer ist so glücklich gewesen, ein großes Darlehn zu negociiren. Zwar hat er sich zehn Prozent Abzug vom Kapital, die Transportkosten des Gel-

des, die Uebernahme aller gerichtlichen und aus-
sergerichtlichen Kosten, und einige kleine Dou-
ceurs gefallen lassen müssen! — aber was schadet
das? das Geld ist hier, und liegt für seine Rech-
nung da; nur verzögert sich die Auszahlung zur
Berichtigung des Hypothekenbuchs noch an irgend
einem kleinen Umstande, der sich in 48 Stunden
nicht heben läßt; gleich geräth dadurch eine Men-
ge von Geschäften ins Stocken, die schon bis auf
die Zahlung abgeschlossen sind, und mehr als drei-
hundert Personen, wovon immer einer auf den
andern wartet, werden oft dadurch wider ihren
Willen in Posen zurück gehalten, wenn schon
längst die Stadt von ihren Johannisgästen ver-
lassen ist, und verwünschen den Urheber ihrer Lei-
den; denn Jeder hat, in der gewissen Hoffnung,
von seinem Vordermann bis zu dem hinauf, der
das Darlehn negociirt, an einem bestimmten Ta-
ge Geld zu erhalten, wieder einen anderweiten
Kontrakt geschlossen, worin er sich unter einer
namhaften Conventionalstrafe zur Zahlung der kon-
traktmäßigen Summe auf einen bestimmten Ter-
min verpflichtet. Endlich ist der Anstand gehoben,

die Geldfässer öffnen sich, und der Silberbach ergießt sich über die dürren Fluren in hundert kleinen Kanälen, die immer kleiner und kleiner werden, bis er sich endlich, wie ein Staubregen, im Sande verliert, und so wenig als dieser sonderlichen Nutzen stiftet.

Alle diese Unbequemlichkeiten, die, wenn sich die Masse des baaren Geldes von Jahr zu Jahr vermindern sollte, nur noch drückender werden müssen, sind größtentheils eine Folge des Johannistages, welchen man nun einmal zum allgemeinen Zahlungs- und Rechnungstermine angenommen hat. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß diese Einrichtung in einem Lande, dessen geschäftsfähige Einwohner so zerstreuet wohnen, viele Vortheile gewährt. Jedermann ist sicher, seine Schuldner oder Gläubiger am Johannistage in Posen zu treffen; hier ist die Niederlage aller, die Güter der ganzen Provinz betreffenden Dokumente; die Geschäftsmänner sind hier jeden Augenblick bereit, den Unterhandlungen der Partheien die gesetzliche Gültigkeit zu geben; die Zeit ist für den

Landmann bequem, und wer sie in diesen Tagen zu Abschließung seiner Geschäfte benutzt hat, kann das ganze Jahr des Reisens überhoben seyn. Aber alle diese Vortheile wägen dennoch den baaren Schaden nicht auf, den jeder, welcher zu seinen Geschäften fremden Geldes bedarf, dadurch leidet. Das Geld ist eine Waare, welche, wie jeder Handelsartikel, der gesucht wird, um so höher im Preise steigt, je größer die Konkurrenz ist. Wären die Geschäfte, wie es in den übrigen preußischen Provinzen statt findet, im ganzen Jahre vertheilt, so würden die vermögenden Gutsbesitzer sich nicht genöthigt sehen, selbst bei der depositalmäßigen Sicherheit, die sie für ein Darlehn geben können, Wucherern in die Hände zu fallen, die einen Abzug von zehn Prozent vom Kapital, ja, jede beliebige Bedingung von ihnen erpressen; weil auf der andern Seite, im Fall das Kapital nicht geschaft werden kann, der Verlust für den Eigenthümer vielleicht noch größer als diese Aufopferung ist, indem er sich nun genöthiget sieht, sein Gut durch einen Pfandgläubiger statt der Zinsen eines Kapitals aussaugen zu lassen,

welches mit dem Werthe des Guts in keinem Verhältnisse steht. Alle Gesetze vermögen nichts gegen diesen Wucher; denn der Wucherer läßt sich die auf einen Dritten ausgestellte und in das Hypothekenbuch eingetragene Forderung cediren, und genießt seinen Raub mit Sicherheit.

Kalw's Stiftung.

Unter den sonderbaren Stiftungen, zu welchen Aberglaube und Bizarrerie im Mittelalter so manchen verleitete, zeichnet sich eine aus, die Anshelm Graf von Kalw, zu einem immerwährenden Andenken, oder auch als Sühnopfer für etwanige Vergehungen, im dreizehnten Jahrhunderte errichtete, und die in einem jährlichen Gastmale bestand. Sie bezeichnet den Geist des Zeitalters zu deutlich, als daß sie nicht hier eine Stelle verdienen sollte.

An dem Wurmlinger Berge zwischen Rotenburg und Tübingen stand ein altes Kloster,

ster, dessen Bewohner Percipienten und Executoren der Stiftung waren. Der Wardian dieses Klosters mußte nun, vermöge des Stiftungsbriefes, allemal Montags nach dem Feste aller Seelen, von einigen Klosterbrüdern begleitet, den benachbarten **Wurmlinger** Berg besteigen. An dem Thore des Klosterkirchhofes, der auf dem Berge lag, fand er dann allemal einen Wagen klein gespaltenes Holz, einen Sack guter Kohlen, ein Fuder Heu und auf diesem eine kastanienbraune Gans vor, welches alles von den Unterthanen des Grafen, auf dessen Güter die Stiftung vermuthlich angewiesen war, herbeigeschaft wurde. Die Gans bekam der Bauer, welcher das Heu gefahren hatte, von den Klosterleuten bei der Uebergabe der Naturalien zum Geschenk. Ueberdieß wurden eine dreijährige fette Kuh, drei gemästete Schweine, nämlich ein junges Spanferkel, ein einjähriges und ein zweijähriges, herbeigeschaft. Diese Thiere mußten vorher von einem Fleischer untersucht und ihre Güte erwiesen werden. Ferner dreierlei Bier, jähriges, zweijähriges und dreijähriges. Weil aber dergleichen Bier seltner war,

als Wein, so wurde die Stiftung mit allerseits Interessenten Zufriedenheit dahin abgeändert, daß man statt des Biers dreierlei Wein, nämlich rothen, alten blanken und jungen blanken Wein nahm. Ebenfalls mußte dreierlei Brod vorhanden seyn, Semmel, Weizen- und Roggenbrod.

Hierauf mußten alle Personen, die dabei interessirt waren, sogar der Koch und Fleischer, einen Eid schwören, daß sie nicht das geringste von allen diesen Dingen zu einem andern Gebrauche verwenden wollten, als den der Stiftungsbrief vorschrieb.

Einige Tage nachher ging die Schmauserei selbst an, wobei alle Gäste, wozu unter andern auch die Tübingische und Rothenburgische Geistlichkeit gehörte, bei Strafe eines Viertel Dünkels, in Trauerkleidern auf dem Berge erscheinen mußten. Jeder Geistliche durfte seinen Küster mitbringen, auch konnte ein Klosterherr, der von rechtswegen Theilnehmer an dem Gastmale war, jeden wohlgekleideten Mann, der ihm unterweges begegnete,

zu Gaste laden. Jedem, der zu Pferde kam, wurde ein neues hölzernes Gefäß, in welchem ein Viertel Hafer für das Pferd befindlich war, und ein neuer Strick, den Gaul anzubinden, gereicht, und jeder durfte dieses Präsent als ein Andenken an den Schmaus und an den Verstorbenen mit nach Hause nehmen.

Sobald alles beisammen war, mußten sämmtliche Geistliche ihre Füße entblößen, die Kapuzen über die Köpfe ziehen, und sich zu dem Grabe des Stifters verfügen. Hier wurde nun Gottesdienst gehalten, Messe gelesen, und der Name des Stifters, seiner Gattinn und Kinder laut proclamirt. Doch verordnete der Stiftungsbrief ausdrücklich, daß bei diesen religiösen Handlungen sich ja keiner von Traurigkeit sollte übernehmen lassen; vielmehr sollte der Wardian, oder sonst jemand, dann und wann in die Küche gucken, und zusehen, ob dort alles gut von Statten gehe und das Essen bald fertig sey.

Die Vorlesung des Testaments machte den Beschluß von den trockenen Solennitäten, und nun lud der Abt sämmtliche Anwesende nochmals

feierlich zum Schmause ein. Unterdessen, heißt es in der Urkunde, daß sich die Geistlichen becom-plimentiren und um den Vorrang streiten würden, sollte der Wardian das Fell der geschlachteten Kuh auf den Kirchhof ausbreiten, um welches sich dann die Aussätzigen (deren es damals noch von den Kreuzzügen her in Deutschland gab), die von dem Feste profitiren wollten, lagerten. Sodann ging er wieder zu den vornehmern Gästen, höhlte eine Semmel aus, und präsentirte sie jedem Anwesen-den zu einer Collecte für die Armen, welche draus-sen auf der Kuhhaut speisten. Nunmehr wurden die dreierlei Arten von Brod und Wein nebst den gebratenen Schweinsköpfen aufgetragen. Was von dieser Tracht übrig blieb, erhielten die Mit-esser auf dem Kirchhofe. — Jetzt kam frisches Brod, Wein und Gänseklein (klee), alsdann ge-sottene Hühner, Rindfleisch, Fische und Bra-ten. Alles was von diesen Gerichten übrig blieb, wurde ebenfalls unter die auswärtigen Gäste ver-theilt. Hierauf erschienen gesottene Fische in ei-ner Gewürzbrüh mit zweierlei Brod, nämlich Semmel und Weizenbrod, aber dreierlei Wein.

Nach diesem Gange wurde abermals frisches Brod und Wein, und für je zwei und zwei Gäste eine gebratene Gans aufgetragen. Dieses Gerichte war das sonderbarste; denn in jeder gebratenen Gans steckte ein gebratenes junges Huhn, und in diesem wieder eine Bratwurst. Man sieht, wie sehr auf die heilige dreifache Zahl Rücksicht genommen wurde. Von diesem starken Gerichte erhielten besonders die dii minorum gentium, die Kirchner, Meßdiener und dergleichen, nach Belieben ihrer Vorgesetzten: die Ueberbleibsel aber kamen an die Armen. Zuletzt erschien der Nachtisch, Käse, Kuchen, Trauben, Nüsse, Aepfel und Birnen. Außer dem Antheile, den die Armen hiervon bekamen, erhielten sie noch überdies eine Suppe, Fleisch, eine Pfefferbrühe und jeder einen Becher Wein.

Die Schmauserei mußte ziemlich bis an den Abend dauern, weil in dem Stiftungsbriefe keines Abendessens für die Gäste gedacht wird, dahingegen derselbe ausdrücklich verordnet, daß das Gesinde des Abends Fleisch mit einer Brühe und

jeder überdieß noch zehn Schillinge erhalten sollte.

Nach geendigter Mahlzeit wurde ein feierliches Gericht über die Frage gehalten, ob auch alles nach dem Willen des Stifters veranstaltet gewesen sey? wobei jeder das Recht hatte, seine Anmerkungen zu machen. Gemeiniglich aber kamen dergleichen nicht vor, weil eines Theils der Appetit der Gastgeber selbst dabei interessirt war, daß nichts fehlte, andern Theils die Höflichkeit der Gäste kleine Mängel gern übersah. Wenn niemand aufstand, der etwas zu rügen hatte, sprach der Dechant den Abt und das ganze Convent durch ein feierliches Urthel von aller Klage los. Die nochmalige Vorlesung der Stiftungsurkunde beschloß das Fest.

Sobald, heißt es darin, selbige in einem wesentlichen Theile verletzt würde, sollte sie eo ipso cassirt seyn, und alle darauf angewiesenen Fonds dem der Zeit lebenden ältesten Grafen von Kalw heim fallen. Die hierbei ebenfalls ausdrücklich vor:

geschriebene Ceremonie war eben so sonderbar, als die ganze Anstalt. Der Graf sollte nämlich, wenn er sie einzuziehen gedächte, zu Pferde an den Wurmlinger Berg kommen, sich in den Steigbügeln in die Höhe richten, und einen Goldgülden mit aller Macht über den Thurm der Klosterkirche hinschleudern.

Diese seltsame Stiftung erhielt sich auch wirklich bis gegen das Jahr 1530, wo die allgemeine Revolution in Kirchensachen ihr und andern ähnlichen Instituten ein Ende machte. Noch in neuern Zeiten haben sich Atteståte vorgefunden, welche die für die Aufrechthaltung der Fundation besorgten Capitularen sich von ihren Gästen ausstellen ließen, und welche bescheinigen, daß der Willensmeinung des Stifters in allen Puncten nachgegangen worden sey.

Katechismus-Treffen.

Cenosi, eine kleine Stadt auf Sicilien, hat ungefähr 3000 Seelen; die Sonn- und Fest-

tage arbeitet Niemand; öffentliche Lustbarkeiten giebt es auch nicht, und man hatte Langeweile zum Sterben. Müßiggang, aller Laster Anfang! Dies Sprüchwort überlegte ein Jesuit; seine Mitbrüder waren hier, wie an mehreren Orten, im Besitze des Vorrechts, die Jugend zu erziehen; der gute Pater also, um die Jugend zu belehren, das Alter zu beschäftigen, und jedermann zu erbauen, kam auf den Einfall, alle jungen Leute mit einer grauen Uniform, rothen Aufschlägen, und rothen Westen und Beinkleidern, zu bekleiden, ihnen einen hölzernen Säbel anzuhängen, und eine kleine hölzerne, aber gut gemahlte, und einer wirklichen ganz gleiche Flinte, auf die Schulter zu geben.

Die Schüler, mit denen man die Woche über zufrieden war, vertreten die Stelle der Officiere mit Ringkragen und Spontonen. Sie marschieren in zwei Compagnien aus dem Collegium. Zwei Fahnen, zwei Trommelschläger, drei Officiere, und zwei Abbe's, führen jede an. Sie ziehen auf den öffentlichen Platz, machen einige kleine Schwen-

kungen, und beide Compagnieen stellen sich in zwei Gliedern einander gegenüber. Darauf rücken sie gegen einander los, bis sie sich leicht verstehen, und mit einander sprechen können; sie lehnen sich stolz auf ihre Waffen, das heißt, auf ihre hölzernen Flinten, und jeder legt nun wechselsweise seinem Manne, der ihm gegenüber steht, Fragen aus dem Katechismus vor, welche dieser aus eben dem Buche nach seinem besten Vermögen beantwortet. Vater, Mutter, Brüder, Vettern, alle Verwandte, alles Volk umringen die Disputirenden, mit starren Augen, offenem Munde, bewundern, und erfreuen, kreuzigen und segnen sich mit Zufriedenheit; da es aber Scenen nicht an Leben fehlen muß, wenn ein Schauspiel interessiren soll, so rührt, wenn ein Dutzend Fragen und Antworten vollbracht sind, der Tambour sein Spiel, die hölzernen Flinten werden von neuem geschultert, der Marsch wird von neuem angetreten, und man zieht auf einen andern Platz, um eben das Spiel von vorne anzufangen; das wohl zufriedene, wohl unterhaltene, und besonders wohl belehrte Volk drängt unermüdet nach. Endlich wird dieses son-

derbare Schauspiel mit allgemeinem Jubel beschlossen, und jeder begiebt sich zu Hause, der Sieger mit der Hoffnung, das nächstemal neue Lorbeern zu sammeln, und der Besiegte, seine verlohrne Ehre zu rächen.

Kindermord der Ostiaken.

Plutarch erzählt in der Geschichte des Lycurg's, daß dieser Gesetzgeber alle schwächlichen Kinder habe umbringen lassen. „Die Väter, sagt er, waren nicht befugt, ihre Kinder nach ihrem Belieben zu erziehen. Denn so bald, als ein Kind gebohren war, mußte es der Vater selbst an einen Ort, Namens Lescha, tragen, wo es die versammelten Aeltesten aller Stämme besehen mußten. Fanden sie es nun wohlgebildet, stark und bei Kräften, so gaben sie Befehl, es zu ernähren, und wiesen ihm von den 9000 Portionen eine zu seinem Erbtheile an. Fanden sie es hingegen übelgestaltet, gebrechlich, oder schwächlich; so ließen sie

es an einen Ort, Apothetes genannt, werfen, welches ein eingesunkenes Loch bei dem Berge Taigetus war, weil sie es weder für die Kinder selbst, noch für die Republik dienlich erachteten, daß es leben bleibe, weil es von seiner Geburt an so beschaffen war, daß es seine ganze Lebenszeit hindurch weder stark noch gesund werden konnte. In eben derselben Absicht durften auch die Wehmütter die neugebohrnen Kinder nicht in Wasser, sondern in Wein baden, um zu versuchen, ob sie von guter Art und Leibesbeschaffenheit wären. Denn man glaubte, daß die kränklichen und mit der fallenden Sucht behafteten Kinder vor Mattigkeit stürben, weil sie die Kraft des Weins nicht ertragen könnten; dahingegen die gesunden dadurch nur desto stärker und dauerhafter gemacht würden."

So barbarisch dieses Verfahren ist, so hat es doch nicht nur Aristoteles, ein so großer Weltweiser, im 8ten Buche seiner Politik, gebilliget, sondern man findet es noch durchgängig, wiewol nicht mit so vorsetzlich scheinenden Thätlichkeiten,

bei den meisten ungesitteten Völkern. Thun z. E. die Ostiaken wol etwas anders, als daß sie Lycurg's Gesetze beobachten, wenn uns Weber von ihnen erzählt, daß die Weiber auf ihren Heerzügen im härtesten Winter oft ihre Kinder stehend gebären, sie hierauf alsobald in den Schnee scharren, bis sie zu weinen anfangen, damit sie hart werden sollen, und sie alsdann in den Busen stecken, und mit der Gesellschaft ihren Weg weiter fortsetzen. Nach Verlauf von 4 bis 5 Wochen wird in der Mitte ihrer Hütte ein Feuer angemacht, worüber die Wöchnerinn dreimal hinspringet, welches der Beschluß ihrer Wochen ist, da sie sich dann wieder zu ihrem Manne begiebet, welcher sie nebst dem Kinde, nach seinem Belieben, entweder aufnimmt oder fortjaget.

Kutschen-Weihe in Spanien.

Kein Spanier fährt eher in einer neuen Kutsche, als bis das Venerabile darin gefahren

worden ist. So oft Einem, der fährt, ein Fußgänger mit dem Venerabile begegnet, muß er seine Kutsche dem Mönche einräumen, und so lange unter Weges warten, bis seine Kutsche ledig zurückkomme. Sind mehrere Kutschen zugleich auf Einem Wege, so eilt Ein Kutscher dem andern zuvor, um sich einen Ablaß mehr zu verdienen.

(Lettres sur le Voyage d'Espagne.)

Mahlzeiten der Abyssinier.

Abyssinien oder Habeseh ist ein weitläuftiges, größtentheils gebirgigtes Land in Afrika, unter dem 10ten Grade nördlicher Breite. Die Einwohner dieses Landes sind ein rohes, grausames Volk, wovon schon die Mahlzeiten einen hinlänglichen Beweis geben. Sie begnügen sich nicht, das Fleisch roh zu genießen, sondern schneiden dasselbe lebenden Thieren stückweise vom Leibe, und zerreißen es mit den Zähnen, so lange es noch warm ist, und die Fiebern sich noch be-

wegen. Das Fleisch eines getödteten Thiers wird von ihnen für ganz unschmackhaft gehalten. Der geschickteste Schlächter ist daher in ihren Augen derjenige, der die abscheuliche Kunst versteht, die meisten Stücke von einem Thiere zu schneiden, ehe es seines Lebens beraubt ist. Und es gehört in der That bei dieser Verrichtung kein kleiner Grad von Aufmerksamkeit und Genauigkeit dazu, die großen Blutgefäße und alle die Theile zu vermeiden, deren Zerstörung den Tod bald nach sich zieht.

Eine Gesellschaft Abyssinier essen zu sehen, — ist ein Grausen erregender Anblick. Sie sitzen da, jeder mit einem Kuchen von Semmelmehl auf der Hand. Lebendige Thiere werden vor die Thür geführt, und der unmenschliche Schlächter schneidet Bissen von ihnen herunter, welche sogleich der Gesellschaft überbracht werden. Diese legen die Stücken auf ihre Kuchen, und schlingen sie auf der Stelle gierig auf, — ganz gebadet in rauchendem Blute der unglücklichen Thiere, deren,

durch die heftigste Angst ausgepreßtes, Brüllen und Stöhnen diesen Unmenschen statt Tafelmusik dient!

Leser! schätzt euch glücklich, eine Religion zu verehren, die ihren Bekennern auch Achtung gegen die thierische Schöpfung zur Pflicht macht!

Martins-Gans.

Die Gewohnheit, um Martini gebratene Gänse zu essen, schreibt sich aus dem 4ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung her. Man wollte damit das Andenken eines Kirchenlehrers damaliger Zeit, der Martinus hieß, aus Hungarn gebürtig war, und sich die Ausbreitung der christlichen Religion, besonders in Frankreich, sehr ernstlich angelegen seyn ließ, feiern. Warum man hiezu eine gebratene Gans wählte? — Darüber sind die Meinungen verschieden. Einige erzählen, daß, als Martinus einmal, vor einer sehr zahlreichen Versammlung, eine sehr rührende

Predigt gehalten habe, die Gänse in der Nähe ein so großes Geschrei erhoben hätten, daß er seine Predigt habe abbrechen müssen, und im Unwillen davon gegangen sey. Seine Zuhörer hätten darauf, um ihn zufrieden zu stellen, sogleich einmüthig den Entschluß gefaßt, alle ihre Gänse abzuschlachten, selbigen auch sogleich ausgeführt, und in der Folge, zum Gedächtniß der rührenden Predigt, um die nehmliche Zeit alljährlich Gänse geschlachtet. — Andre behaupten, daß dieser Gebrauch daher entstanden sey, daß, als Martinus erfahren, daß man ihm die bischöfliche Würde zu Tours, die er auch nachher bekleidete, antragen werde, er sich lange versteckt gehalten habe, und sein Aufenthalt endlich durch das Schnattern der Gänse verrathen sey. — Noch andre wollen wissen, daß Martinus, ein großer Liebhaber von gebratenen Gänsen, einmal der Sache zu viel gethan habe, und an einer Indigestion davon gestorben sey. —

Maien-

Maien-Königinnen-Fest in Frankreich.

In den sonnigen Gefilden des südlichen Frankreichs wird der erste Tag des Wonnemonds durch eine liebliche Sitte gefeiert. Die schönsten jungen Mädchen werden von ihren Gespielinnen zu Maien-Königinnen (reines de may) erklärt, mit Blumenkränzen geziert, und durch Gehorsam geehrt. Sie ziehen in fröhlichen Reihen durch die Dörfer, die Königinn setzt sich in ihrem blühenden Schmucke, mit ihrem Frühlings-Diadem in die Nähe der Landstraße unter einen Baum, und die andern Mädchen erheben von den Vorüberziehenden eine kleine freiwillige Steuer für ihre Königinn.

Menschen-Mast. *)

Bei den Mauren wird das Maaß weiblicher Schönheit bloß nach dem Gewichte bestimmt.

---

*) Aus Mungo Park's Reise in Afrika.

Eine Frau, die dort für schön passiren soll, muß wenigstens so stark beleibt seyn, daß sie nicht, ohne von ein paar Sclaven unter den Armen gestützt zu seyn, gehen kann. Eine vollkommene Schönheit aber muß eine volle Cameelsladung ausmachen. Zu diesem Behufe werden die Mädchen von Kindheit an förmlich gemästet; indem man ihnen alle Morgen eine übermäßige Portion von einer Art Pudding und Cameelsmilch einfüttert; wollen sie nicht im Guten, so setzt es Schläge dazu. Und diese Procedur, die bei andern Menschen der Verdauung und überhaupt der Gesundheit sehr nachtheilig seyn müßte, hat bei ihnen keine andre als die erwünschte Folge, daß sie fein plump und dick werden.

Beiläufig dient diese Bemerkung zur bündigsten Widerlegung der seltsamen Behauptung eines sonst einsichtsvollen Arztes, des verstorbenen Lorry, der es dem Menschen zur auszeichnenden Eigenheit anrechnete, daß man ihn nicht so wie andre Thiere mästen könne.

Menschenschinderei der Weißen in Westindien.

Der Ritter de St. John in Westindien fuhr nach einer Plantage, wohin er zum Mittagsessen eingeladen war; im Walde, durch den er kam, bemerkte er eine Menge Raubvögel, die um einen Käfig, der an einem Baume hing, herum flogen. Er hörte einige klägliche Töne, die man kaum verstehen konnte; durch eine unwillkührliche Bewegung hingerissen, schoß er unter die Vögel, die sich nur auf eine geringe Weite zurückzogen und einen gräßlichen Lärm machten. Aber, — Gott, was sahe er — im eisernen Bauer saß ein Neger, der dem Tode nahe war. Ich zittere noch, wenn ich daran denke, sagt Ritter de St. John. — Die Vögel hatten dem bedauernswürdigen Afrikaner die Augen ausgehackt, die Backen zerfressen und fast den ganzen Körper bis auf die Knochen verzehrt. Das Blut lief durch den Käfig an die Erde, die auf viele Schritte im Umkreis roth gedüngt war. — Das Gemählde ist noch nicht schrecklich genug, so wahr

es auch ist. — Kaum hatte ich die Raubvögel verjagt, so bemerkte ich eine Wolke von Insecten, die den geschundenen Körper bedeckten, sich auf die zerhackten Muskeln setzten, und noch das übrige Blut aussogen. — Mein Blut stockte bei diesem scheußlichen Anblicke in meinen Adern, ich war außer mir und unbeweglich. — Obgleich dieser Elende nicht mehr sah, so konnte er doch noch hören: er bat um etwas Wasser, seinen heißen Durst zu stillen. Ich war kaum im Stande, diesem armen schwarzen Bruder seine Bitte zu gewähren, so sehr hatte mich der scheußliche Anblick angegriffen. Dennoch bemerkte ich eine Muschel, die ich an meinem Degen festmachte, sie mit Wein, den ich immer nachführe, füllte, und sie mit bebenden Händen dem sterbenden Neger an die Lippen reichte. Er verschlang den Wein und forderte mehr; ich hätte ihm von meinem Blute gegeben, wenn's ihm hätte helfen können. — Großen Dank, weißer Mensch, röchelte er mir zu, und ich nahm meine Büchse und schoß ihn durch's Herz. Europäische Criminalisten mögen mich richten! — Ohne Appetit kam ich auf der Plantage

an, wo man mich erwartete, erzählte da mein Abentheuer und fragte nach der Ursache dieser unmenschlichen Grausamkeit. Kalt gab man mir zur Antwort: der bestrafte Schwarze hätte seinen Aufseher todt geschlagen, weil dieser ihn hart behandelt hätte, und diese harte Strafe wäre für das Interesse der Plantage höchst nöthig. Man wiederholte eine Menge alter Argumente, die diese Abscheulichkeit beschönigen sollte.

Die holländischen Menschenhändler auf Java sollen es nicht besser machen. Und dieser höllischen Industrie verdanken wir unser Gewürz, unsern Kaffee und Zucker!

Modebäuche.

Als, unter der Regierung des Königs Franciscus II. in Frankreich, die Männer ein majestätisches Ansehen darin fanden, wenn sie mit dicken Bäuchen einhergingen; so bildeten sich die

Damen in Frankreich alsobald ein, daß sie eben so majestätisch aussehen würden, wenn sie von hinten dick wären. Man trug also damals zum Staate große Bäuche und dicke Gesäße, und diese lächerliche Mode dauerte drei bis vier Jahr. Das Sonderbarste dabei war, daß die Damen, seitdem sie diese Mode anfingen, nicht mehr auf ihre Gesichter achteten, sondern dieselben mit Masken bedeckten. Auf den Straßen, in den Spaziergängen, in Gesellschaften und in den Kirchen, sah man lauter verlarvte Gesichter. Nach diesen Larven folgten die Schönpflästerchen, womit sie das Gesicht häufig beklebten. Was die rothe Schminke betrifft, so ist es kein Wunder, daß sich die Damen derselben bedienen. Die Feldherren pflegten dieselbe aufzulegen, wenn sie ehedem zu Rom im Triumph einzogen; und eine artige Dame kann glauben, daß jeder Tag ihres Lebens ein Triumphstag für sie sey.

Moden.

Die Moden währen nur eine Zeitlang, und nach vielen Veränderungen sieht man immer eben dieselben wieder erscheinen; obgleich diejenigen, welche eine neue annehmen, sich leicht überreden, daß diese vor der veralteten einen Vorzug verdiene. Mit Recht muß man sich über die Unbeständigkeit und den Leichtsinn der Menschen in diesem Stücke verwundern.

In dem sechszehnten Jahrhunderte fingen die französischen Moden an, sich an den Höfen in Deutschland, England und Italien, auszubreiten. Die Thorheit, diese Moden nachzuahmen, ist jederzeit für Frankreich sehr einträglich gewesen. Zu Colbert's Zeiten kosteten solche französische Kleinigkeiten dem Königreiche England an fünf bis sechshundert tausend Pfund Sterlinge, und so den andern Ländern verhältnißmäßig.

Die Kreuzzüge brachten die Mode der langen Kleider auf; sie gehörten aber nur für den Adel,

Bis in's 15te Jahrhundert trug man einen langen Ueberrock, der bis auf die Füße reichte. Nur die Ritter durften Gold auf den Kleidern tragen. Eben so war es auch nur den Rittern erlaubt, über den langen Ueberrock noch einen Mantel von Hermelin, oder mit anderm kostbaren Pelzwerk gefüttert, zu tragen.

Unter Karl dem neunten in Frankreich hatte man den Einfall, die Wappen auf die Kleider sticken zu lassen. Unter der Regierung Ludwig's des XI. legte man die langen Kleider ab; aber Ludwig XII. brachte sie wieder auf. Man legte sie unter Franz I. von neuem ab, und trug ein Wamms mit kurzen Schößen, und Unterkleider, die in eins zusammen gefügt waren, und zugleich statt der Hosen und der Strümpfe dienten. Zu den Zeiten Heinrich's II. trug man einen kurzen Rock statt der Beinkleider, ungefähr so wie ihn jetzt die Läufer haben, und man führte hiebei einen Mantel, der nicht weiter als bis an den Gürtel ging.

Im 13ten und 14ten Jahrhunderte führten die Vornehmen eine Art Schuhe mit langen Spitzen ein, die entweder ganz gerade ausgingen, wie das Bogspriet eines Schiffes, oder sich in einen in die Höhe gekrümmten Schnabel endigten. Diese spitzigen Schuhe hießen poulaines. Gemeine Leute trugen diese Spitze von einem halben Fuß lang, die Reichen von einem Fuß, und die Fürsten von zwei Fuß. Personen von Lebensart und Geschmack ließen in der Folge Hörner, Klauen und sogar Menschengesichter darauf setzen. Der fromme Eifer der Geistlichen erhob sich endlich wider diesen Gebrauch, der auch unter Androhung des Kirchenbannes auf den Kirchenversammlungen zu Paris 1212 und zu Angers 1365 verboten wurde, als eine Sache, die der Ordnung der Natur zuwider sey, und den Menschen an diesem Theile seines Körpers entstelle. Indessen verließ man doch diese Mode nicht mit einemmal; man trug darauf Schuhe, die man Entenschnäbel nannte, welche vorne einen Schnabel vier oder fünf Zoll lang hatten. In der Folge kam hingegen die Mode der breiten Schuhe auf, die man

so übertrieb, daß ihre Breite mehr als einen Fuß betrug. Was die Hüte anbetrifft, so sind sie nur erst seit dem 15ten Jahrhunderte im Gebrauch. Vor dieser Zeit bedeckte man sich das Haupt mit Kappen und Mützen, die von Zeug gemacht, auch zuweilen mit Pelz gefüttert waren. Der Hut, den Karl VIII. im Jahre 1449 bei seinem öffentlichen Einzuge in Rouen aufhatte, war einer der ersten, dessen in der Geschichte Erwähnung geschieht. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 in Halle war, trug er eine Art Haube oder Käppchen von Sammet, welches er einmal sorgfältig abnahm, als er seine Truppen vorbei ziehen sah, ungeachtet es regnete, so daß er lange mit bloßem Kopfe stand.

Zu den Zeiten Franz I. trug man kleine spitzige Hüte oder Barettes, worauf man seine Wappen sticken ließ, ungefähr nach Art der heutigen Läuferhüte. Die Kriegesleute drückten sie in's Gesicht; die Hofleute und Bürger setzten sie auf das rechte Ohr, so daß das linke, in dem man eine birnförmige Perle trug, bloß gelassen wurde.

Vor Franz I. Regierung war es Mode, die Haare lang zu tragen, und den Bart glatt abzuscheeren. Als dieser König durch einen ungefähren Zufall am Haupte verwundet, und dadurch genöthigt wurde, sich das Haar abschneiden zu lassen, ließ er den Bart wachsen, um nicht als ein Mönch auszusehen. Man sah also die Hofleute und süßen Herren mit langen Bärten einhergehen, indessen die geistlichen und obrigkeitlichen Personen sorgfältig den Bart abscheeren ließen. Seit Heinrich dem vierten gab man dem Barte verschiedene Gestalten. Einige schnitten ihn rund, andre trugen ihn wie einen Fächer, noch andre in Locken, und mit einem langen und steifen Knebelbarte, der einem Katzenbarte glich. Man wichste ihn, man salbte ihn, und steckte ihn des Abends in eine Art Beutel. Zuletzt behielt man nur den Knebelbart bei, mit einem kleinen Büschel unter der Unterlippe.

Nachher kam der Gebrauch der Perücken auf, wiewol er auch schon den Alten bekannt gewesen war, die sich ebenfalls falscher oder fremder Haare

bedienten; und nichts ist lächerlicher, als die Beschreibung, die Lampridius von der Perücke des Kaisers Commodus macht, die mit Goldstaub bepudert, und mit klebrichten wohlriechenden Salben beschmiert war, damit der Goldstaub darauf haften möchte. Vorher bedeckte man öfters das Haupt mit großen Haarkappen oder Calotten, nach Art derjenigen, welche die Römer trugen, und so wie sie die Schauspieler, welche die Rollen der Alten vorstellen, noch jetzt auf der Bühne tragen. Der erste, welcher eine Perücke trug, war ein Abbé, Namens la Rivière. Damals waren die Perücken so dick, so voll Haare, und so lang, daß sie bis auf die Hüften gingen, und einige Pfund schwer waren. Man bezahlte eine schöne Perücke wol mit 1000 Rthlr. Ein Mensch, der ein etwas mageres Gesicht hatte, ward durch diese Wolke so versteckt, daß man kaum sein Gesicht erkennen konnte. Man trug auch das Vordertheil der Perücke sehr hoch, das hieß devant à la Fontagne, weil der Marquis de la Fontagne zu den Zeiten Ludwig's XIV. es aufgebracht hatte. Ein gewisser Envais erfand end-

lich die Mode, die Perücken zu kreppiren, oder kraus zu kämmen, wodurch sie auch bei wenigen Haaren viel besetzter und voller schienen, als sie selbst mit weit mehr Haaren waren. Die Beutelperücken kamen unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans auf, und wurden anfänglich perruques à la regence genannt.

Ludwig XIV. bestellte schon im Jahre 1656 acht und vierzig Bediente bei Hofe, welche zugleich das Barbier- und Perückenmachergewerk treiben mußten, und noch 200 andre zum Dienste des gemeinen Wesens; allein ihr Gewerb unterblieb. Im Jahre 1673 ließ er abermals 200 solcher Leute bestellen, die auch ihre Handthierung in den folgenden Zeiten wirklich getrieben haben. Zu Colbert's Zeiten wollte man die Perücken wieder abschaffen, weil zu viel Geld für Haare aus dem Reiche ging; es blieb aber dabei, weil man fand, daß das Reich eben so viel durch die Perückenmacher mit Auswärtigen gewann. Der aus feinem Mehle gemachte Haarpuder ist erst seit Ludwig's XIV. Zeiten in Gebrauch gekommen.

Da das männliche Geschlecht jederzeit so unbeständig in seinen Moden gewesen ist, so darf man sich nicht wundern, daß es die Frauenspersonen ebenfalls gewesen sind, denen es wol noch mit mehrerem Rechte, als den Mannspersonen, erlaubt ist, alles aufzusuchen, was ihre Reize vermehren kann. Eine vollständige Geschichte ihrer Moden würde ein unermeßliches Werk seyn. Hier nur einige Bruchstücke! —

Das Frauenzimmer trug unter der Regierung Carl's VI. in Frankreich eine hohe Mütze auf dem Kopfe, welche die Gestalt eines Zuckerhuts hatte. Oben an der Spitze war ein Schleier fest gemacht, der mehr oder weniger herunter hing, je nachdem der Rang der Personen verschieden war. War es eine bürgerliche, so reichte der Schleier nur bis auf die Schultern, aber die Frau eines Ritters trug einen, der bis auf die Erde hing.

Ein andrer Kopfputz, eine Elle hoch und zuweilen noch höher, war spitzig, wie ein Glocken-

thurm, und von dieser Spitze wehete hinten ein langer Flor mit reichen Franzen besetzt, der das Ansehen einer Standarte hatte. Diese Kopfzeuge waren bis in's 15te Jahrhundert Mode, und hießen Hennins.

Unter Franz I. und Heinrich II. trug das Frauenzimmer kleine Hüte mit Federn. Von Heinrich's II. Zeit bis gegen das Ende der Regierung Heinrich's IV. hatten sie kleine Mützen mit einer Aigrette geziert.

Gegen das Ende des 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrhunderts kam die Mode der hohen Kopfzeuge wieder empor; es erschienen die Fontangen. Sie waren so entsetzlich hoch, daß es das Ansehen hatte, als ob der Kopf, der sie trug, in der Mitte des Körpers befindlich wäre. Dieser Kopfputz war ein Gebäude von vielen Stockwerken Drath, worauf eine erstaunliche Menge Nesseltuch gesteckt wurde, das durch verschiedene Bänder abgesondert, und mit Haarlocken untermengt war. In der Folge ward zwar dieser Kopfputz,

der einer Pyramide glich, niedriger gemacht, aber er blieb doch noch immer hoch genug, bis zum Jahre 1714, da die kleinen Kopfzeuge beliebt wurden.

Die Reifröcke waren im 17ten Jahrhundert im allgemeinen Gebrauch. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts waren sie von ungeheuerm Umfange. Eines Tages verlangte die Sultaninn die Gemahlinn des damaligen englischen Gesandten zu Constantinopel Sir Peter Wyche, zu sehen. Diese machte also mit allen ihren Damen in Reifröcken der erstern die Aufwartung. Die Sultaninn erstaunte über die wegstehenden Hüften, und fragte, ob alle englische Damen so geformt wären? Es ist keine besondre Form, antwortete Lady Wyche, die englischen Damen sind geformt, wie alle Frauen; allein die Sultaninn konnte es nicht eher glauben, als bis Lady Wyche durch Ablegung des Reifrocks sie davon überzeugte.

Mutter-

Mutter Thorheit, ein Fest zu Dijon.

Fast sollte man glauben, daß die angenehmen Künste, und selbst solche, die sich oft bis ins Gebiet des Erhabenen schwingen, manchmal einen sehr unedlen Ursprung gehabt haben. Thespis war, wie bekannt, der erste Erfinder des Drama; mit Hefen beschmiert zog er mit seinem Karren von Stadt zu Stadt, und hatte noch einige lustige Possenreisser bei sich, die auf diesen wandelnden Bühnen Verse zum Lobe des Bacchus, und oft Satyren auf Leute in Aemtern, absangen. Und doch waren es Possen dieser Art, welche vor den Meisterstücken der Sophoklesse und Euripidesse hergingen, und diesen das Daseyn gaben. Wer weiß, wenn die Narren- und Eselsfeste sich länger in Dijon erhalten hätten, ob nicht zuletzt Dinge dadurch erzeugt worden wären, die sogar die Achtung von geschmackvollen Kennern verdient hätten. Der gelehrte Präsident, Brüchier, und der berühmte Monoyer haben es ihrer nicht unwürdig gefunden, die Geschichte dieser Feste zu beschreiben. Wir wissen, aus der Beschreibung des

letztern, daß am Tage des Eselsfestes ein Esel, mit einem schönen Chormantel behangen, seinen Platz, so zu sagen sitzend, im Chor der Chatedralkirche von Dijon einnahm; daß die Chorherren sich Einer nach dem andern vor ihm beugten und dazu anstimmten:

Orientis partibus,
Adventavit asinus
Pulcher et fortissimus etc.

worauf das Volk antwortete:

Eh, eh, eh, Sire âne, chantez,
Car belle bouche vous avez,
Eh, eh, eh, Sire âne,
Eh, eh, eh, Sire âne,
Eh, eh, eh, Sire âne chantez!

Die Mitglieder der Narren- und Eselsfeste traten in der Folge zusammen, nur eine einzige Gesellschaft unter dem Namen der Brüderschaft der Mutter Thorheit, la confrairie de la mère follie, auszumachen. Der Ursprung dieser sonderbaren Societät verliert sich im vierzehnten Jahrhunderte. Es scheint, daß sie nach dem Muster der Gesellschaft errichtet wurde, welche

Adolph, Graf von Cleve, gegen das Jahr 1381. in seinen Staaten stiftete. Dem sey wie ihm wolle, genug, der Zweck der Dijoner Gesellschaft war einzig Freude und Vergnügen. Sie bestand aus mehr denn fünf hundert Personen aus allen Ständen. Sie gaben ihre Schauspiele zur Zeit des Carnevals; dann strichen die Brüder, als Winzer verkleidet, auf Karren durch die Straßen der Stadt, und sangen gewöhnlich Gassenhauer, wider die Sitten und Gebräuche gerichtet, die eben Mode waren. Sie hielten ihre Versammlungen in dem Saale eines Ballspielhauses. Die drei letzten Tage des Carnevals trugen auf Requisition des Fiskals der Brüderschaft, welcher der grüne Fiskal hieß, alle Brüder grün-, gelb- und rothscheckige Kleidungen, und Mützen von derselben Farbe, mit zwei Hörnern, an deren Ende Schellen befestigt waren; in der Hand aber führten sie eine Narrenkappe mit einem Narrenkopfe geziert. Das Haupt der Gesellschaft wurde Mutter Thorheit genannt, und hatte seinen Hofstaat, seine Schweizerwache, seine Leibwache zu Pferde, seine Justiz- und Hausbedienten, seinen

Kanzler, und seinen Oberstallmeister. Seine Urtheilssprüche wurden vollzogen; es konnte davon bloß direkte ans Parlament appellirt werden. Sein Fußvolk bestand aus zweihundert Mann, und hatte eine grüne, mit Narrenköpfen besäete Fahne, mit der Umschrift: „Der Narren Menge ist unzählbar.“ Die Fahne der Brüderschaft hatte zwei Wimpel, von rother, grüner und gelber Farbe, woraus wahrscheinlich in der Folge die Tracht des Hanswurst entstanden ist: es war darauf eine sitzende Frauensperson vorgestellt, die eine grüne und gelbe Mütze mit Schellen aufhatte, und in obige drei Farben gekleidet war; sie hielt in der Hand eine Narrenkappe, mit einem Narrenkopfe und einem Hörnerpaare geschmückt; unzählige kleine, eben so aufgesetzte Narren krochen unter ihrem Rocke hervor. Wer in die Gesellschaft aufgenommen wurde, erhielt ordentliche Bestallungsbriefe, von der Mutter Thorheit und dem grünen Schreiber, dem Sekretair der Brüderschaft, unterschrieben und mit ihrem Insiegel petschirt.

Wenn die Glieder dieser originellen Gesellschaft sich versammelten, um mit einander zu spei-

sen, so gab jedes Mitglied seine Schüssel, die immer etwas Sonderlingsches haben mußte; dabei wußten sie es so einzurichten, daß selten zwei Schüsseln einander gleich waren. Bei feierlichen Gelegenheiten hatte die Brüderschaft große, gemahlte Karren in ihrem Zuge, auf welchen wunderlich gekleidete Personen Spottgedichte vor den Thüren der Vornehmsten der Stadt hersagten. Das Gefolge war sehr zahlreich. Vier Herolde eröffneten den Marsch, dann kamen: der Hauptmann der Leibwache, die Karren, dann die Mutter Thorheit, vor der zwei Herolde hergingen. Sie saß auf einem weißen Zelter, und wurde von sechs Staatsdamen und sechs Edelknaben begleitet, welche auf Eseln ritten, und zwölf Bediente zu Fuß um sich hatten, die Pferdeschwänze trugen, womit sie die Fliegen scheuchten, und die Mutter Thorheit fächelten. Hierauf erschienen die Fahnenträger, sechszig Hausbediente, die Stallmeister, die Falkeniere, der Großjägermeister der Fähndrich, funfzig Reuter, der grüne Fiska und zwei Räthe; die Schweizerwache machte den Schluß. Wer in diese Gesellschaft treten wollte,

mußte in Reimen auf die gleichfalls gereimten Fragen antworten, welche ihm der grüne Schreiber vorlegte. Nach der Aufnahme setzte man ihm die dreifarbige Mütze auf, und wies ihm einen Gehalt auf imaginirte, nicht existirende, Gefälle an.

Man besitzt noch die Aufnahme-Akte von Heinrich von Bourbon, Prinzen von Condé, und ersten Prinzen vom Geblüt, in diese Gesellschaft. Ein Edikt Ludwig's XIII. vom 21sten Juny 1636 hob diese Gesellschaft unter dem Vorwande auf, daß sie die Ruhe der Stadt Dijon störte. Sie hat in der Folge unter der Gestalt und der Benennung des Regiment de la Calotte wieder aufzuleben gesucht, allein die Zeit des Lachens war vorüber, und sie erreichte auch in dieser Gestalt gar bald ihre Endschaft.

Narren- und Eselsfeste der Vorzeit.

Die Narren- und Eselsfeste waren bloß der allgemeinen Volksfreude, oder der kurzweiligen

Unterhaltung von ganzen Ständen gewidmet, an keine Ordensregeln gebunden und daher bald der Gegenstand der Ausgelassenheit und Ausschweifung. Du Tilliot begeht daher einen großen Irrthum, wenn er den Geckorden und jene Feste unter Eine Kathegorie wirft. Das erste davon, das Narrenfest, war vor Zeiten eins der größten in Frankreich, welches in allen Haupt- und kleinen Kirchen mit den ärgerlichsten Ausschweifungen gefeiert wurde. Es fiel gerade auf das Fest der Beschneidung, welches damals noch nicht der Neujahrstag war: man fing aber schon vom Stephanstage die löblichen Vorbereitungen dazu an. Gewiß kann nicht leicht etwas die Sitten und den Geist der damaligen Klerisei in ein helleres Licht setzen, als das Ritual dieser Saturnalien. — Zuerst wählten die Priester Einen unter sich zum Narrenbischofe. Sie legten ihm den völligen Bischofsornat an und führten ihn dann mit großem Pompe in die Kirche, wo er mit der Inful auf dem Haupte und dem Krummstabe in der Hand, Messe lesen mußte. Nach der Messe wurde ihm, und zwar in der Kirche selbst, ein großes

Gastmal aufgetragen, wobei es denn unter den geistlichen Herren hoch her ging. Sie sangen, tanzten, besoffen und schlugen sich in der Kirche, daß sehr oft das Blut darnach lief. In der Vesper gabs den zweiten nicht minder saubern Akt der Farce. Die niedre Klerisei nämlich besetzte diesen Tag die ersten Plätze im Chore. Wenn es nun in dem Magnifikate an den Versikel kam: deposuit potentes de sede etc. (er hat die Mächtigen von ihrem Sitze gestürzet und die Niedern darauf erhoben), da ging der Lärm aufs neue an. Man wiederholte den Spruch wol funfzehn bis zwanzig Mal mit unsinnigem Geschrei und Händeklatschen, als wenn die Kirche ein Tollhaus gewesen wäre. Nach der Vesper maskirte sich Alles. Der Narrenbischof wurde auf einen Wagen gesetzt, und im Triumphe durch alle Straßen der Stadt geführt. Seine Begleiter sangen dabei die üppigsten und schändlichsten Gassenhauer, und trieben tausend Narrenstreiche, den Pöbel zu amüsiren. Diese ärgerliche Farce war noch unter Karl's des 7ten Regierung in vollem Gange, so viel sich auch der

römische Stuhl und rechtschaffne Prälaten Mühe gaben, sie auszurotten.

Ein würdiges Gegenstück dazu ist das Eselsfest, das in dem Geiste jener Zeiten folgendergestalt gefeiert wurde. Man putzte einen Esel herrlich und prächtig aus, setzte eine junge Dirne darauf, und führte diese Gruppe mit großer Zeremonie in die Kirche neben den Altar. Nun fing der Priester, wenn er sich zum Volk umkehrte, statt seines gewöhnlichen Dominus vobiscum aus vollem Halse an zu Yanen, ya! ya! ya! — Diese Eselsfeste erhielten sich bis fast zu Ende des 17ten Jahrhunderts, sogar in Deutschland. Das letzte bekannte war das Palmeselsfest auf dem Nonnenberge in Salzburg. Dieser Nonnenberger Palmesel stand immer unter allen Palmeseln in dem größten Rufe und Ansehn. Der Tag, wo er öffentlich ausgestellt wurde, war ein Freudenfest für Jung und Alt. Man behängte ihn um und um mit Opfern und Heiligthümern, und die frommen Mütter trugen ihre Söhnlein schaarenweise herbei, um sie auf diesem ehrwürdi-

gen Grauthiere reiten zu lassen. Vermuthlich schrieb man diesem Reiten eine heilige Kraft zu. Eine ernstliche Salzburgische Consistorial-Verordnung, vom 23sten Novembr. 1783, machte aber diesem prunkvollen Eselsfeste ein Ende.

Nothfeuer.

Das Nothfeuer, auch Nodfyr, war ein auf Aberglaube sich gründendes Fest der alten heidnischen Deutschen. Da sie dem Feuer eine reinigende Kraft beilegten, so erregten sie durch Reiben von Holz, Theer, Pech und andern brennbaren Dingen ein Feuer, jagten das kranke Vieh durch dasselbe und legten einen Brand davon in die Krippe, um den Stall zu reinigen und so die Seuche zu unterdrücken.

Palmesels- und Charfreitags-Procession.

Zu Schwäbisch-Gemünd ward auch im Jahre 1802 die schon seit vielen Jahren gebräuch-

liche sogenannte Palmesels-Procession wiederholt: — Behängt mit Silber und geschmückt mit Blumen wurde das hölzerne Christusbild auf dem ebenfalls modern gezierten Esel, achtspännig, in Begleitung des Magistrats und der Klerisei in die Spitalkirche geführt und wieder abgeholt. —

Die Charfreitags-Procession konnte auf öffentlichem Platze wegen übler Witterung nicht gehalten werden; dieß geistliche Schauspiel wurde also auf dem Stadttheater gegeben. Hier sah man nun freilich die geistlichen Personen oft sonderbar mit den Büsten von Kotzebue und Iffland, die auf der Gardine gemalt sind, zusammen gruppirt.

Um über die Art der Aufführung urtheilen zu können, folge hier ein Pröbchen davon! Christus spricht:

Streck aus, o Vater, deine Hand, und meine Mutter segne; auch allen, die ihr anverwandt, mit Glück und Heil begegne!

Maria: Liebster Sohn!

Chr. Gebährerinn!

M. Der Schmerz mein Herz durchdringet.

Chr. Gott sey mit dir!

M. Ach bleib bei mir!

Chr. Der Will des Vaters trennet uns.

Nach geendigtem Theater beginnt der Zug durch die Stadt:

Ein schwarz gekleideter Mann zu Pferde. Der Tod zu Pferde. Genoveva von Jägern geführt. Samson in Ketten geführt. Die 7 Todsünden. Kinder, von Teufel und Tod in einer Chaise geführt. Adam und Eva. Longinus zu Pferd. Pauken und Trompeten. Herodes und Pilatus. Der ganze jüdische Rath; sämmtlich zu Pferde. Christus, das

Kreuz tragend, und Juden. Maria, Veronia, Martha, Magdalena, Kaiser Konstantin, ein Kreuz tragend. Einige ganz kleine Knaben, als Husaren gekleidet, schließen zu Pferde den Zug.

Auf dem ganzen Zuge werden Knittelverse abgesprochen. So sagt z. B. ein Jude zu Christum:

„Jetzt sah' ich selbst dein' Zauberkunst, ich hab' sie selbst erfahren, doch mach' mir kein Gewiderspunst, sonst stich' ich dir den Staren."

Dem Urtheile eines jeden Unbefangenen sey es anheimgestellt, ob dergleichen Aufzüge unsern Zeiten angemessen und zur Religiosität beförderlich sind? Der Pöbel belustigt sich freilich an dergleichen Spektakelscenen; aber zu seiner sittlichen Besserung tragen sie nichts bei; sie schaden vielmehr der guten Sache, und geben dem Leichtsinnigen Gelegenheit zu Spöttereien über die Religion selbst.

Ring-Beschenkung.

Der Ring ist ein Erbstück des Alterthums, dessen Werkmeister eben so tief in Vergessenheit liegt, als das Andenken dessen, der den ersten Kranz gewunden hat. Aegypter und Hebräer bedienten sich seiner schon in den früheßten Zeiten: von den Aegyptern erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völkerschaften Italiens; worunter er insbesondre von den Hetruskern zu den Römern kam.

Die Römer bedienten sich in den ersten Zeiten ihrer Republik, gleich den alten Deutschen und andern Völkern, bloß eiserner Ringe. Goldene waren anfänglich nur ein Vorzug derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen wurden sie der Charakter des Senatoren- und Ritterstandes. Als endlich die Eitelkeit plebejischer Damen die goldenen Finger junger Ritter zu beneiden anfing, und ihnen doch ein unhöfliches Gesetz Gold untersagte; so nahmen sie ihre Zuflucht zum Silber.

Eisen blieb gemeiniglich nur das Eigenthum der Sclaven, außer daß man es auch wol als Symbol der Tapferkeit zuweilen am Finger derer erblickte, die als Helden auf dem Triumphwagen so eben das Fest ihrer Siege feierten. Später hingegen bekamen nicht nur die beklommenen Wünsche der gemeinen Damen Luft, sondern es gab sogar eine Zeit, wo man beide Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenk, rechts und links seinen Ring hatte.

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber scheint nicht sowohl der Schmuck, als vielmehr ein Petschaft gewesen zu seyn. Und in dieser Beziehung eben ist er ein so allgemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre getroffene Verabredung, als unverbrüchlich, hiemit so gut, wie untersiegelt sey. Diese Bedeutung hatte er bei den Griechen und Römern, wie bei den ältesten Hebräern und andern Völkern, deren die Geschichte gedenkt;

so daß der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau gewordene Sitte war, als das Christenthum entstand. Die ersten Christen behielten den so bedeutungsvollen Ring desto williger bei, je reiner er von allem Religionsbezug aus den Händen der Römer kam. Und wie er vordem bloß zum Unterpfande der Verlobung diente, ohne bei den Ceremonien der Verehlichung selbst von Gebrauch zu seyn, so flochten sie ihn bald nachher auch in die Feierlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung des neuen Paars nochmals vor den Augen der Gemeine zu bestätigen.

An welcher Hand man den Ring führte, war übrigens nicht bei allen Völkern einerlei. Die Juden hatten ihn an der rechten; daß aber andre, namentlich Griechen und Römer, ihn am vierten Finger der linken trugen, wo er nun noch angebracht wird, sollte den Grund haben, weil dieser Finger eine Ader enthalte, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. Den Ring hingegen

gen am Mittelfinger zu tragen, wurde für ein unsittliches Symbol gehalten.

Rittersprung, oder der Vorritt-Gebrauch.

Keine deutsche Provinz, ja kein Reich in Europa, ist uns bekannt, wo der Vorritt, oder schlechtweg der Rittersprung, einem adlichen Rittergutsbesitzer heutiges Tages noch ein eignes Recht bewirkte; ja, wir wissen uns nicht zu erinnern, daß dieser Vorritt gegenwärtig noch irgendwo gehalten würde. Nur in der Ober-Lausnitz kommt er noch vor, wo er in den Jahren 1777 und 1778 zu Budissin (Bautzen), der Hauptstadt dieser dem Churhause Sachsen gehörigen Provinz, auf die feierlichste Weise zweimal nach einander gehalten und vollzogen worden ist. Dieser Vorritt, oder der so genannte Rittersprung, gründet sich auf ein Privilegium, welches der Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1544

der Ritterschaft der Ober-Lausnitz ertheilte. Vermöge dieses Privilegiums nun soll ein jeder Vasall berechtigt seyn, sein schon auf dem Falle stehendes Lehn- und Rittergut, ohne Genehmigung des Lehnsherrn, unter den Lebendigen, z. B. durch Verkauf, veräußern zu dürfen; unter dieser Einschränkung jedoch, daß es noch zu einer Zeit geschehen muß, wo er, der Vasall und Ritter, noch so viele Leibeskraft hat, um einen Hengst in seiner vollen Rüstung besteigen und vor dem Landvoigte auf demselben reiten zu können. Sobald denn nun einmal dieser Vorritt oder Rittersprung gehalten werden soll, gehen noch große Vorbereitungen der Feierlichkeit selbst voraus. Es wird nehmlich eine ganz neue vollständige Ritterrüstung dazu verfertigt, welche, zusammt dem Pferde des Ritters, vor allen Dingen den churfürstlichen Commissarien einige Tage vor der Handlung vorgezeigt werden muß, um zu sehn, ob alles vorschriftsmäßig sey: das Pferd wird gemessen; der Küraß wird angeschossen und die ganze Rüstung gewogen. An dem zur Feierlichkeit bestimmten Tage muß der Vasall in seiner vollen Rüstung auf dem Schloß-

Hofe erscheinen, so ausgerüstet das Pferd besteigen, und vor den auf einer daselbst befindlichen Tribune versammelten churfürstlichen Commissarien, und in Gegenwart ritterschaftlicher und städtischer Deputirten, unter Vorausreitung vier Trompeter zweimal um einen Kreis herumreiten. — Mehreres hierüber findet man in Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, Th. 1. Nr. 6.

Rolandssäulen - Errichtung.

Roland (Rutland) war ein berühmter Feldherr und Schwestersohn Carls des Grossen, aus dem achten Jahrhunderte nach Christi Geburt, der bei dem Rückzuge des Kaisers aus Spanien auf dem Pyrenäischen Gebirge von den Basken erschlagen wurde. Unter vielen fabelhaften Erzählungen will man auch die Rolandssäulen, auch Rolanda und Rulandsbilde genannt, von ihm herleiten, welche noch in den neuesten Zeiten in verschiedenen Orten des

nördlichen Deutschlands, z. B. im Hollsteinischen, zu Halle, Prenzlau, Perteberg, Brandenburg, Stendal, Magdeburg und vielen andern Städten angetroffen werden, und gewöhnlich auf dem Markte stehen. Sie bestehen aus großen steinernen Statüen oder hölzernen Bildern, zum Theil in colossalischer Form, die einem Manne in völliger Rüstung, mit einer Krone auf dem Haupte und dem Schwerdte in der rechten, dem Reichsapfel oder Reichsadler aber in der linken Hand, vorstellen. Diese Säulen nun sollen zum Andenken des großen Roland und seiner Tapferkeit von den Sachsen, nach deren Bezwingung durch Carl den Großen, errichtet worden seyn. Allein dieser Held stand mit den Sachsen nicht einmal in der entferntesten Verbindung; die Figur der Statüen läßt sich nicht auf ihn beziehen, und der Ursprung derselben fällt wenigstens zwei Jahrhundert später. Die richtige Meinung ist wol, daß diese Statüen mit den Weichbildern völlig einerlei sind. Ein Weichbild (von Weich, Wik, d. h. Stadt, Ort, und Bild) ist nehmlich ein in den Städten aufgerichtetes Zei-

chen des Gerichts, und bedeutet, daß die Stadt ihre eigne Gerichte und Statuten unter kaiserlichem Schutze ausüben dürfe; daher auch diese Säulen die Reichsinsignien an sich führen. Der Name Rulands- oder Rolandssäulen kommt dann vom Worte Rügen, d. h. Gericht hegen, besonders aber anklagen und verdammen, und Land oder Bezirk her; es sind also Säulen, die ein Rügeland, d. h. einen besondern Gerichtsbezirk, bezeichnen.

Römer - Mahlzeiten.

Im ersten Zeitalter Roms, lebten die Römer mehrentheils von Gartengewächsen und Milch, und aßen nur Fleisch bei außerordentlichen Gelegenheiten; sie hatten auch eine grobe Art von Gemüse, welches sie Pulmentum nannten, und das ihnen anstatt Brod diente. Die Zeit des Abendessens war die zehnte Stunde des Tages. Zuweilen folgte eine Art von Collation, Commessatio

genannt. Der Ort, wo man es zu sich nahm, war ein Vorhof, zum Theil offen, und jedermanns Blicken bloß gestellt. Ein Privatzimmer würde die Schwelgerei begünstigt haben. Im Sommer speisten sie oft unter schattigten Bäumen. Ihre Tische, nur von Einem Fuße unterstützt, waren Anfangs von gemeinem Holze, viereckigt, vier Fuß lang und breit; nachher hatten sie runde und ovale, die kunstreich gearbeitet, mit Schnitzwerk versehen, und mit Citronenholz, Elfenbein und Muscheln ausgelegt waren; ihre Teller waren von Silber, Gold und kostbaren Steinen. Die Tische waren nicht bedeckt, allein bei jedem Gange, der aufgetragen ward, wurden sie sorgfältig mit einem Schwamme abgewischt. Es war erst zu den Zeiten der Kaiser, daß sie dieselben mit, mit Gold und Purpur durchwürkten, Decken belegten.

Im ersten Zeitalter saßen sie auf gemeinen Bänken, nachher nahmen sie den Gebrauch an, auf kleinen Betten bei ihren Mahlzeiten zu liegen, welches sie von den Asiaten lernten. Das Frauenzimmer glaubte anfänglich, daß diese Neue-

rung mit ihrer Sittsamkeit nicht bestehen könne; sie blieben daher noch lange bei ihrer alten Gewohnheit, die sie ihrem Geschlecht anständiger zu seyn glaubten; aber seit der Zeit der ersten Cäsarn bis zum Jahre 320 der christlichen Zeitrechnung, folgten die Weiber dem Gebrauche der Männer, und legten sich ebenfalls bei Tische.

Die jungen Leute, die noch nicht die männliche Kleidung bekommen hatten, wurden noch lange unter der alten Disciplin gehalten.

Wenn die Gäste Platz genommen hatten, wurden Küchenzettel unter ihnen ausgetheilt, und man setzte ihnen Becher vor. Diese Becher wurden von einem Schenktische geholt, der mit allerlei Gefäßen von Gold und Silber beladen war, deren zierliche Arbeit einen größern Werth, als die reiche Materie selbst hatte.

Wenn man zum Abendessen eingeladen war, ging man in Begleitung eines Sclaven hin, der die Serviette trug, und sie auch wieder zurück-

brachte, aber niemals ledig, sondern mit eßbaren Dingen angefüllt. Zuweilen schickte man sogar während des Essens etwas davon seiner Frau, seinem Nachbar, oder Freunde. Das erste, was bei der Tafel geschah, war eine Libation, wobei man etwas Wein, zu Ehren der Götter, auf den Tisch goß, die man dabei anflehte. Außer den Hausgöttern, wurden auch Herkules und Merkurius in kleinen Bildern auf die Tafel gesetzt, für deren Schutzgötter sie gehalten wurden, und für welche man auch die Libationen machte. Neben diese Bilder schüttete man etwas Salz, um die Tafel einzuweihen. Sie sahen das Salz als eine heilige Sache an, und wenn es vergessen oder verschüttet wurde, so hielt man die Tafel für entweiht, und fürchtete ein Unglück; ein Aberglaube, der von den Griechen herkam, und der noch heut zu Tage bei vielen herrscht.

Die Römer hatten bei ihren Gastmälern gewöhnlich drei Gänge, den Nachtisch mit eingerechnet. Sie fingen mit Eiern an, und endigten mit Früchten. Der erste Gang bestand aus fri-

schen Eiern, Spargel, Oliven, Austern, Salat u. s. w. Sie kochten den Spargel wenig, so wie wir. Wir wissen diesen kleinen Umstand von einem Sprüchworte August's, welcher, wenn er eine Sache beschleunigt haben wollte, sich der Worte bediente: „Du mußt nicht mehr Zeit dazu nehmen, als nöthig ist, Spargel zu kochen." Der zweite Gang enthielt Ragouts, und gebratene Speisen, mit welchen sie immer auch einige Schüsseln Fisch aufsetzten, ein Lieblingsgericht der Römer, ohne welches das beste Gastmal gering geschätzt wurde. Im dritten Gange setzte man Früchte, Confecte, und alle diejenigen Leckereien auf, welche die Römer Adulciaria und Bellaria nannten.

In den ersten Zeiten der Republik war der Gebrauch bei den Festen, das Lob großer Männer zu besingen, wobei die Flöte und Leier mit einstimmten; aber kaum hatten die Römer Asien erobert, als Possenreißer, Taschenspieler, Tänzer, Pantomimen, und Instrumentenspielerinnen Mode wurden, welche zu einem guten Schmause unum-

gänglich gehörten. Nach Tische spielte man Würfel, die schon in den Zeiten der Republik Gebrauch waren; denn obgleich das Spiel durch die römischen Gesetze, außer den Saturnalien, verboten war, so wurde doch dieses Verbot wenig geachtet. Beim Abschiednehmen erhielten die Gäste von ihrer Wirthinn Geschenke, welche sie Apophoreta nannten.

Es herrschte bei ihnen auch noch eine niedrige und abscheuliche Gewohnheit, die indessen bei mehreren alten Völkern im Gebrauch war: sie zwangen sich nehmlich zum Erbrechen, um ihren Appetit zu erwecken, und von neuem essen zu können. Dieses zu bewirken, tranken sie einen gewissen leichten Wein, der diesen Zweck beförderte. Seneka sagt: „sie übergeben sich, um zu essen, und essen, um sich zu übergeben; sie nehmen sich nicht Zeit, die Speisen zu verdauen, die sie mit so grossen Kosten vom Ende der Welt herkommen lassen."

Rosenkranz-Gebrauch.

Der Rosenkranz ist eine Schnur, an der sehr viele Korallen oder andre Kügelchen von verschiedner Größe angereiht sind, und an deren Ende ein Kreuz hängt. Die Katholiken beten darnach bekanntlich ihr Ave Maria und Pater noster; ersteres jedes Mal bei den kleinern, letzteres bei den größern Kügelchen, die sie der Reihe nach abzählen. (Es sind nämlich 15 Mal 10 Ave Maria und jedes Zehend mit einem Pater noster unterschieden). Der Rosenkranz entstand aus dem ziemlich eben so eingerichteten Paternoster, welches zu Ende des 11ten Jahrhunderts erfunden, und zu Anfang des 13. von Dominicus de Gusmann, Stifter der Dominicaner, erweitert und mit mehr Kügelchen zum Behufe des Gebets versehn wurde, auch durch ihn diesen Namen erhielt. Papst Gregor XIII. stiftete 1573 das Rosenkranz-Fest zum Andenken des 1571 bei Lepanto gegen die Türken erhaltenen Sieges, den man der Kraft des Rosenkranzes zuschrieb. — Allein wir tref-

fen den Rosenkranz nicht bloß unter Christen, sondern auch bei den Nichtchristen, besonders in Asien, wo er gleichfalls die Anzahl der zu haltenden Gebete bestimmt, auch fast eben diese Gestalt hat, nur mit Ausnahme des Kreuzes. So dienen z. B. die Rosenkränze den Verehrern der Lamaischen Religion in Tibet und unter den Kalmucken, so wie ihren Priestern, zur Norm ihrer Gebete und Gesänge, und auch die Türken halten dieselben sehr heilig. Bei den letztern werden sie aus heiliger Erde von Mecca und Medina gemacht, und bestehn aus 99 kleinen Kugeln, die alle zusammen drei besondere kurze Gebete anzeigen, deren jedes drei und dreißig Mal wiederholt werden muß.

Roßschweif-Putz.

Der Roßschweif, auf Türkisch Tugg, ist ein Kriegszeichen der Türken und Tartar'n, welches vor dem Sultan, Großvezier, den Pascha's oder Bassen, und den Beys hergetragen

oder im Lager vor ihrem Zelte aufgesteckt wird. Je größer der Rang des Feldherrn ist, desto mehrere Roßschweife hat er: z. B. der Großvezier hat im Lager 5, außerdem 3; der Pascha bekommt 2 bis 3, der Bey nur einen; der Sultan selbst, wenn er im Felde ist, hat 7. Der Roßschweif wird an eine lange, oben mit einem goldnen Knopf versehene, Stange befestigt, und besteht in einer Menge langer Pferdehaare, die, von andern bunt gefärbten pferdehärnen Zierrathen durchflochten, ungefähr in Gestalt eines Pferdeschweifs herabhangen. Der Ursprung der Roßschweife ist folgender: Als die Türken in einem ihrer frühern Kriege alle Fahnen verloren hatten, band einer ihrer Generale auf der Flucht den abgeschnittnen Schweif seines Rosses an eine Stange, sammelte durch dieses Signal die Fliehenden, drang wieder in die Feinde ein, und erkämpfte einen vollkommnen Sieg. — Wenn übrigens die Türken einem auswärtigen Potentaten den Krieg ankündigen, so geschieht dieß unter Trompeten- und Paukenschall mit Aussteckung eines Roßschweifs.

Die Schützen-Gilden.

Es ist mancher Gebrauch unsrer Vorfahren bis auf uns gekommen und hat sich erhalten, ungeachtet nicht nur der Grund seines Ursprungs längst aufgehört hat, sondern auch das, was sonst löblich und nützlich war, jetzt, bei veränderten Sitten und ganz andrer Verfassung der Staaten, lächerlich und schädlich ist.

Hierzu sind ohne Zweifel auch die Schützen-Gilden zu rechnen. Wahrscheinlich sind sie schon im dreizehnten Jahrhunderte mit dem Hanseatischen Bunde zugleich entstanden. Von der Zeit an, hatten die mehrsten Städte Deutschlands ihre eigene Rüstung, Wehr und Waffen, Wall und Graben, und vertheidigten ihre Freiheiten oft selbst gegen ihren Landesherrn. Da war es denn freilich nöthig, daß ihre Bürger sich in den Waffen, anfänglich Bogen und Pfeilen, und dann mit Schießgewehr übten, und es war mit diesen Uebungen der freiwilligen Beschützer und Vertheidiger einer Stadt eine so ernstliche Absicht, als jetzt

nur irgend mit den Uebungen unserer in Sold stehenden Truppen, verknüpft. Allein nach dem westphälischen Frieden ward die Macht und das Ansehen der Städte sehr eingeschränkt, und ihre Bürger mußten ihrem Landesherrn wieder ganz unterthan und gehorsam werden. Die Kriegeskunst veränderte sich, und die Landesherren behielten zum Schutz und zur Sicherheit ihrer Länder und Unterthanen, stehende Truppen bei. Diese wurden beständig in den Waffen geübt; und den Bürgern in den Städten überließ man, zum Andenken ihrer ehemals durch Waffen vertheidigten Freiheiten, nur ein Spiel: — das Scheibenschießen.

Das Lächerliche dieses Gebrauchs fällt oft in denjenigen Staaten am meisten auf, wo man an militairische Zierde, Schönheit und Ordnung gewöhnt ist.

Ist aber ein Gebrauch erst lächerlich geworden, so folgt schon ziemlich von selbst, daß er wenig oder gar keinen Vortheil mehr mit sich führen kann.

Unrecht wär' es, wenn die Schützengilden aufgehoben würden, um deren rechtmäßige Einkünfte einzuziehen und zu neuen Staatsgefällen zu schlagen. Nein! dann wären die Beschwerden derjenigen, denen sie entzogen würden, gegründet. — Aber, man setze sie zur Belohnung fleißiger Bürger, ihrer tugendhaften Töchter, ihres treuen Gesindes aus; und jede Beschwerde dagegen wäre Unbesonnenheit, und dürfte nicht geachtet werden.

Wenn bei einem freundschaftlichen Mahle der redlichste Kaufmann, oder fleißigste Bürger, oder der die beste That gethan hat, durch ein Ehrenzeichen belohnt, ein armes, tugendhaftes Mädchen ausgestattet oder wenigstens unterstützt, und der treuste Dienstbote aufgemuntert würde, wenn Obrigkeit und Lehrer die Ermunterer und Zeugen dieser Freuden wären; wenn nicht mehr für gekrönte Häupter und die Ersten im Staate der beste Schuß gethan, und dafür unverdiente Gnadenbezeugungen erbettelt, sondern ihnen statt dessen die beste That eines guten Bürgers angezeigt, und von ihnen für ihn Schutz und Unterstützung erbeten würde:

— wie

— wie sehr würde alsdann Aller Freude dabei veredelt werden, und wie weit mehr Bestrebung zu bürgerlichen Tugenden entstehen!

Schweizer-Gesundheiten.

Bei meinem Aufenthalte in der Schweiz, erzählt ein berühmter Reisender, bemerkte ich folgende artige Weise, die Gesundheit der 13 Kantons zu trinken. Der Chapeau steckte seinen rechten Arm durch den linken der Dame, beide tranken ihr Glas zugleich aus, und wischten sich einander den Mund ab. Nun gaben sie sich einander die Hände, und sagten: 5 und 5 ist 10. Hierauf gab der Chapeau der Dame einen Kuß auf jede Wange und sagte: 11 und 12, und endlich auf den Mund und sagte: 13.

Stiergefecht in Spanien.

Um ein Beispiel von der Gewalt und List der schrecklichsten und wildesten Stiere und von der

Gewandtheit und dem alles besiegenden Verstande des Menschen zu geben, wird den Lesern eine kurze Beschreibung von den berüchtigtsten Spanischen Stiergefechten und von der beispiellosen Geschicklichkeit eines Indianers zu Cadix hier hoffentlich willkommen seyn.

Der ganzen Spanischen Nation, erzählt ein Reisender, insbesondre aber den Einwohnern beider Castilien, gehen die Belustigungen des Anblicks der Stiergefechte über jedes andre öffentliche Vergnügen. Hier ist fast keine beträchtliche Stadt, wo dies grausame und oft schreckliche Schauspiel nicht jährlich mehrere Male, und in der Absicht gegeben würde, um selbst ihre höchsten Freudensbezeugungen — z. B. die Heiligsprechung eines Heiligen, die Geburtsfeier der Personen vom Königl. Hause, die Einweihung der Kirchen und andrer öffentlichen Gebäude dadurch zu heben.

In Spanien führten die Römer die Stiergefechte ein; aber diese Gefechte sind gewiß

älter und schreiben sich aus den rohesten Zeiten her. Es scheint, daß in den ältesten Zeiten, da die Menschen noch nicht gelernt hatten, aus wilden Stieren, diesen schrecklichen Thieren — Heerden zu machen, sie sich geübt haben, sie zu zähmen und selbst mit ihnen zu fechten; das kann zu dieser Art Uebungen Gelegenheit gegeben haben.

Das Alter der Stiere, die zu dem Schauspiele der Stiergefechte dienen sollen, ist von sechs bis zwölf Jahren. Ehe sie sechs Jahr alt sind, nennt man sie junge Stiere oder Neulinge und gebraucht sie bei kleinern Festen und auf den Dörfern zu einer Uebung, die nicht so weit geht, daß sie dabei getödtet würden, sie aber viele List lehrt, deren sie sich nachher bedienen, wenn man sie nach den öffentlichen Plätzen zu einer ernsthaften Uebung führt. Und den Fechtern sind diese eingehetzten Stiere bei weitem die furchtbarsten Gegner.

Gemeiniglich werden die Stiergefechte in einem entweder achteckigen oder länglicht runden Kreise, ungefehr von 120 bis 150 Lachtern im

Umfange, gehalten. Man bereitet daselbst zwei oder drei Reihen von Behältnissen für die Zuschauer über einem Amphitheater von sieben bis acht Stufen, vor welchem eine Brustwehr von zwei bis drei Schuh in der Dicke ist, die eine Höhe von fünf bis sechs Schuh hat, um zu verhindern, daß die Stiere in dem Umkreise, den die Brustwehr macht, nicht in das Amphitheater springen, welches, dieser Vorsicht ungeachtet, dennoch zuweilen geschieht.

Diese Behältnisse sind allezeit ungemein geputzt und mit Personen aus allen Ständen besetzt, welches eines der prächtigsten Schauspiele gewährt. Die Kreise, welche ich zu Sevilien gesehen habe, konnten ungefähr 30 bis 40tausend Menschen fassen. Das Frauenzimmer erscheint bei solchen Gelegenheiten ausnehmend geputzt und mit unbedecktem Angesichte.

Zu Sevilien hat sich eine eigne Gesellschaft von Adlichen gebildet, welche man die Meisterschaft nennt, und die in Uniform erscheint.

Wenn das Schauspiel eröffnet ist, geht der befehlhabende Offizier mit seinen Soldaten rund um den Platz, um zu verhindern, daß niemand, als die zum Gefechte Gehörenden, dableibe. Die Obrigkeit giebt aus dem Erker des Rathhauses, nachdem sich jedermann von dem Streitplatze entfernt hat, das Zeichen zum Gefechte.

Hierauf kommen zwei von der Meisterschaft in den Kreis, auf den schönsten Pferden des Landes, mit dem prächtigsten Geschirre. Ein jeder von ihnen hat zwei Bediente zur Seite, die ihr Pferd halten, wenn der Stier aus seinem Stalle, einer schwarzen Kammer unter dem Amphitheater, herausgelassen wird. Ueberdieß begleitet sie noch eine Menge gleichgekleideter junger Leute. Diese haben alle kleine Mäntel, welche sie in der Hand halten und um einen kleinen Stock herum schwenken. — Nachdem nun der Stier 24 Stunden im schwarzen Thierstalle eingesperrt gewesen, und mittelst langer Piken, womit man ihn im Stalle sticht, recht wüthend gemacht worden ist, eröffnet man ihm die Stallthür, vor dessen Ein-

gange die Ritter mit ihren Lanzen seiner warten. Wüthend und mit funkelnden Augen fährt er nun, den Kopf gegen die Erde gerichtet, hervor und auf einen der Ritter los. Diese brechen ihre Lanzen auf seinen Leib, nachdem sie seiner ersten Wuth durch eine geschickte Wendung ausgewichen sind.

So bald sie ihre Lanze gebrochen haben, oder ihnen einige Gefahr droht, laufen die jungen Leute, die man die Flüchtigen nennt, dem Stiere mit ihren Mänteln entgegen, ziehn ihn von seinem Wege ab, und hindern ihn, auf die Ritter los zu gehen, welche sonst große Gefahr laufen würden, daß ihnen nebst ihren Pferden das Eingeweide ausgerissen werden möchte, wie es sich zuweilen beim ersten Angriffe zuträgt. Die größte Sorge dieser Ritter besteht nämlich darin, daß sie der ersten Hitze des Thiers ausweichen, und hernach so bald, als es ihnen nur möglich ist, ihre Lanze auf den Stier brechen; der Schaft von diesen Lanzen ist aber gewöhnlich so schwach, daß er schon das erstemal zerbricht. Hierauf

begeben sie sich weg, damit die Flüchtigen ihre Kräfte üben mögen.

Diese Flüchtigen, deren oft 50 im Kampfplatze sind, spielen mit dem Stiere, ehe sie ihn erlegen, und ein jeder von ihnen bemühet sich, seine Geschicklichkeit in Wendungen und verstellten Angriffen des Stiers zu zeigen, der durch kleine Lanzen mit Haken noch mehr aufgebracht wird, welche sie ihm ganz um den Hals herum, um den Kopf, und sogar um die Nasenlöcher werfen, und woran man Schweife von Blumenbüschlein und Bändern, oft auch Raketen, Feuerschlangen und alle Arten von Feuerwerken bindet. Dieß erbittert das arme Thier in hohem Grade. Nachdem sie lange mit dem Stiere gespielt haben, der am Ende von dem Rennen und von dem Blute, das er durch seine Wunden verloren hat, ungemein ermüdet und entkräftet wird, geht der muthigste von den Flüchtigen an den Erker des Königs, oder der Obrigkeitsperson, und bittet sich Erlaubniß aus, den Stier zu erlegen, welches denn auch mit einem einzigen Schwerdtstoße ins Herz geschieht.

Unter mancherlei Ceremonien wird nun der todte Stier mit vieler Pracht durch sechs Maulthiere weggebracht, und das nehmliche Schauspiel mit dem zweiten, dritten 2c. Stiere beginnt.

Von andrer Art sind die besondern Stiergefechts-Feste. Diese werden von dem Könige oder den Obrigkeiten besondern Personen zugestanden, welche die Plätze dazu vermiethen. Diese Feste sind zwar weniger prächtig, aber, wegen der Geschicklichkeit und Stärke der streitenden Ritter, die mit starken Lanzen bewafnet sind, (welche nicht auf den ersten Stoß brechen, wie die Lanzen der Edlen von der Meisterschaft) weit merkwürdiger.

Nicht alle Pferde sind zu diesen Arten von Gefechten tüchtig: die einzigen, worauf man sich verlassen kann, sind diejenigen, deren sich die Lanzenfechter bedienen, und die man Andalusier nennt. Diese zeigen bei dieser Uebung so vielen

Muth, Unerschrockenheit und Biegsamkeit, daß sie dem Stiere Troß bieten, und aller seiner List ausweichen; auch wird ihnen niemals das Eingeweide anders, als durch Versehen derer, die sie reiten, ausgerissen, welches sich nicht oft zuträgt.

Diese Lanzenfechter zu Pferde stellen sich anfangs in dem Kreise zur Seite des Stierstalles in einer gewissen Entfernung von einander; so daß, wenn der Stier herauskommt, er unfehlbar auf den ersten Lanzenfechter, der ihm ins Gesicht fällt, losgeht. Der Lanzenfechter erwartet ihn unbeweglich, und treibt ihn mit einem Lanzenstoße zurück, welcher macht, daß der Stier auf die entgegengesetzte Seite springt, wo er auf den andern Lanzenfechter stößt, der ihn eben so empfängt. Da der Stier sich so zur Rechten und zur Linken gestochen fühlt, sucht er davon zu fliehen; weil er aber nicht sieht, wo er davon kommen könne; so geht er auf die Lanzenfechter zurück, und läßt sich mit ihnen in den Streit ein.

Diese edlen Stierbezwinger oder Lanzenfech-

ter bedienen sich ihrer Lanzen vollkommen ritter-mäßig: sie halten das Ende davon fest, indem sie das Eisen davon in den Leib des Stiers stoßen, um ihn zurück zu treiben; und zuweilen führt der Ritter ihn auf diese Weise rund in dem Platze herum. Zuweilen aber behält der Stier die Ober-hand und macht es mit dem Ritter eben so, jedoch ohne alle Gefahr, wenn er nur fest hält, und al-lezeit, vermittelst seiner Lanze, einen gehörigen Raum zwischen der Linie, worin der Stier geht, und derjenigen, welcher er folgt, setzt. Diese Uebung erfordert mehr Stärke und weniger Ge-schicklichkeit, als das Gefecht mit den Wurfspies-sen, wie man es an einigen Oertern von Spa-nien im Gebrauche hat; welches für den Ritter weit gefährlicher ist, da hingegen die Art mit der Lanze zu fechten, den Ritter auf Kosten des Pfer-des erhält, indem dieses sich oft durch den großen Widerstand, den es dem Stiere thut, die Flechsen in den Beugungen der Füße zu nichte macht.

Der Fechter und der Stier treffen in gera-der Linie auf einander: aber, wenn der Stier im

Begriff ist zu stoßen, kommt man ihm zuvor, indem man ihm selbst den Stoß giebt, und man zieht sich durch eine andre Linie, welche mit dieser einen rechten Winkel macht, zurück. Je spitziger der Fechter diesen Winkel macht, desto mehr läuft er Gefahr, erreicht zu werden.

Hierbei ist zu merken, daß der Stier im Laufe gemeiniglich die gerade Linie verfolgt: wo er nicht etwas sieht, das ihn davon abtreibt, daher eben greift der Ritter den Stier nicht rennend an, welches für eine Verwegenheit angesehen werden würde: sondern er nöthigt den Stier selbst zu laufen und erwartet ihn unbeweglich mit geringerer Gefahr, weil er dann weiß, welche Linie das Thier beschreiten muß; welches ihm die Vorbereitung, selbst seinen rechten Winkel zu machen, erleichtert. Es giebt Stiere, welche sich nicht irre machen lassen, und wider welche diese Vorsichtigkeit nicht nützet: das sind diejenigen, die man auf den Dörfern geübt hat. Diese kommen aus dem Stierstalle nicht so hervor, daß sie drohen und auf alles, was sie vor sich finden, loslau-

sen: sondern mit einem kalten und gesetzten Wesen, welches den Muth der berühmtesten Fechter niederschlägt. Diese Stiere sehen sich majestätisch nach allen Ecken des Platzes um, als wenn sie nur herausgekommen wären, zu sehen, was unter den Zuschauern vorgehe, halten sich ganz ruhig und erwarten, daß sich die Fechter ihnen nähern, um sie wohl zu empfangen. Ein Stier von dieser Beschaffenheit ist sehr zu fürchten, und man sieht ihn selten erlegt, ohne daß er vorher einen von den Kämpfern getödtet, oder tödtlich verwundet habe. Mit einem solchen Stiere gelingt es den Rittern, selbst den Lanzenfechtern, nicht gemeiniglich; sie machen alsdann den Fechtern zu Fuße Platz, welche sich durch den Gebrauch aller Geschicklichkeit, die ihnen der Vorzug des menschlichen Verstandes an die Hand giebt, alle List und Stärke dieser Thiere zu übertreffen, besser helfen können.

Die Art der Uebung, welche die Kämpfer zu Fuß gebrauchen, ist beinahe einerlei mit derjenigen, die von den Rittern gebraucht wird: in Wahrheit zwar nicht prächtig anzusehn, aber weit ge-

fährlicher. Sie gebrauchen Degen oder halbe Lanzen, den Stier zu tödten, und spielen eine Zeitlang mit demselben, welches die Zuschauer sehr ergötzt.

Dieß Schauspiel wird zuweilen acht Tage nach einander, und gar noch länger, gegeben; es ist nicht sehr beträchtlich, wenn es nur drei Tage währt. Die bequemste Zeit zu dieser Art von Gefechten ist der Monat Mai; dann sind die Stiere am muthigsten zum Streit, und die Tage länger.

Ein Indianer aus Buenos-Aires, zu Cadix, zur Galeerenstrafe verurtheilt, war ausnehmend geschickt in körperlichen Uebungen, und gerieth daher auf den Einfall, dem Oberrichter vorzuschlagen, daß er umsonst einige öffentliche Feste geben wollte, wenn man ihm seine Freiheit dafür zugestehen würde. Er versprach, daß er den wildesten und grausamsten Stier ganz allein, ohne ein andres Gewehr in die Hand zu nehmen, als einen Strick, angreifen, daß er ihn zu Boden

werfen, daß er ihn, bei welchem Theile des Kör- pers man es verlange, bei den Füßen, bei dem Kopfe oder bei den Hörnern, haschen, daß er ihn satteln, zäumen, sich darauf setzen, und so reitend wider noch zwei von den wüthendsten Stieren, die man aus dem Stierstalle herauslassen würde, fechten, und sie alle, einen nach dem andern, in dem Augenblicke, da man es ihm beföhle, und ohne jemandes Beistand, tödten wollte. Sein Ge- such ward ihm zugestanden: aber man schmeichelte sich nicht mit einem glücklichen Erfolge. Hier sehe man, wie er es anstellte, so große Versprechungen zu erfüllen!

Dieser beherzte Indianer erschien im Jahre 1746 zu Cadix zu Pferde, in dem Kampfkreise bloß mit einem Stricke in der Hand, und nach- dem er in dem Platze herumgeritten war, und die Gesellschaft gegrüßt hatte, ließ man auf ihn aus dem Stierstalle einen der wüthendsten Stiere los. Er erwartete denselben unbeweglich. Das Thier wollte auf ihn los fahren: er aber wich dem Stoße auf eine geschickte Weise aus, indem er sich ganz

herumschwenkte, und dem Stier, der darauf vor ihm flohe, in vollen Sprüngen nachjagte.

Er fragte den Oberrichter, bei welchem Theile er den Stier mit dem Stricke gehascht haben wollte. Der Oberrichter antwortete ihm, es wäre gleichgültig, wenn er nur thäte, was er versprochen hätte. Der muthige Kämpfer warf unverzüglich seinen Strick, woran am Ende eine Schlinge war, und das mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit. Er erhaschte den rechten Fuß des Stieres, und, indem er den Strick an sich zog, überwältigte er denselben. Hierauf ritt er in vollen Sprüngen um den Stier herum, und da er ihn so durch drei bis vier Kreise um ihn herum gleichsam durch den Strick gefesselt hatte, fiel der Stier, der seine Beine ungemein stark gebunden fand, in dem Stricke verwickelt, über einen Haufen.

Nun stieg der Indianer ab; und da sein Pferd den Strick gespannt und fest hielt, als ob er an einen Pfahl gebunden gewesen wäre: so ging er an den Stier hinan, stieg von hinten auf

denselben, und gab ihm einen Stoß mit einem Dolche zwischen den Hörnern, so daß er todt auf dem Platze lag. Er machte darauf seinen Strick los, und stieg wieder auf sein Pferd. Man brachte den todten Stier auf die gewöhnliche Weise mit sechs Maulthieren weg.

Dies war nur das Vorspiel: er gab den Zuschauern zu verstehen, daß er sie auf eine andre Art vergnügen wollte. Alsbald ließ man einen noch wüthendern Stier aus dem Stierstalle, damit er gesattelt und gezäumt werden möchte. Der Indianer machte es dabei auf folgende Weise: Er stellte sich zur Seite von dem Stierstalle mit der größten Gelassenheit; er wich den Hörnern des Stiers durch die geschwindesten Wendungen um ihn herum aus, damit er hinter ihn kommen möchte; und nachdem er ihn darauf verfolgt hatte, haschte er ihn bei dem Kopfe, und bei den Hörnern, mit dem Stricke, zog ihn gegen den Pfahl, den man in der Mitte des Kreises eingegraben hatte, und band ihn so fest an den Pfahl, indem er seinen Strick ganz um das Thier herumdrehte,

daß

daß der Stier sich nicht rühren konnte, und unbeweglich zu seyn schien. Hierauf stieg er von seinem Pferde, das den Strick ordentlich gespannt hielt, legte einen Sattel, der auch zu dem Ende in dem Streitkreise hingelegt war, auf den Stier, zog den Bauchgurt recht fest zu, und zäumte ihn mit einem andern Stricke, den er durch eine große und starke eherne Nadel gezogen hatte, welche er ihm queer durch die Nasenlöcher steckte; alsdann zog er den Strick über den Hals des Stieres, wie einen Zaum, versahe sich mit einer Lanze, setzte den Fuß in den Steigbügel, und stieg hinauf.

Während dieser Verrichtung erhob der Stier ein gräßliches Gebrülle: dies aber brachte unsern beherzten Kämpfer nicht im geringsten aus seiner Fassung: vielmehr zerschnitt er mit der größten Kaltsinnigkeit den Strick, der um den Stier herumging, mit seinem Messer. Da dieser sich hierauf befreiet sahe, fing er an zu laufen, und mit aller ersinnlichen Wuth zu springen, und machte alle Arten von Drehungen und Bewegungen,

sowohl vorwärts als rückwärts, ohne den Menschen abwerfen zu können.

Hierauf ließ man zwei andre Stiere aus dem Stierstalle heraus, welche den Reuter umringen wollten: aber, da diese Thiere, ob sie gleich wüthend waren, sahen, daß er auf einem andern Stiere saß, ließen sie von ihm ab, und flohen, anstatt zu stoßen. Der Reuter ward von seinem eignen Stiere hinter sie her fortgeführt: denn dieser folgte den andern auf dem Fuße nach; welches dem Indianer bequeme Gelegenheit gab, von Zeit zu Zeit seinen Postillionen einige Lanzenstöße in die Hinterkeulen zu versetzen.

Er jagte verschiedenemal in dem Platze hinter den beiden Stieren herum, als welche allezeit vor ihm flohen, weil sie auf ihres gleichen nicht geradezu losgehen wollten. Nachdem dies die Zuschauer sehr belustigt hatte, befahl ihm der Oberrichter, sie zu tödten. Man höre, wie er es machte. Er fing bei demjenigen an, worauf er ritt: diesem stieß er den Dolch zwischen die beiden Hör-

ner, so daß das Thier todt niederfiel, und der Mensch blieb aufrecht auf der Seite, die derjenigen, wo der Stier gefallen war, entgegen stand, stehen.

Er nahm hiernächst sein Pferd wieder, welches in dem Umfange des Amphitheaters eingesperrt gewesen war, und nachdem er sich auf dasselbe gesetzt hatte, haschte er den andern Stier bei einem Hinterfuße, umwand ihn nach seiner gewöhnlichen Weise, stieg vom Pferde, ging zu dem Stiere, setzte sich von hinten auf denselben und brachte ihn durch einen Dolchstich zwischen den Hörnern um's Leben. Eben so machte er's hierauf mit dem dritten, der erschreckt war, und sich nichts zu unternehmen unterstand, sondern sich begnügen ließ, in dem Kreise herum zu laufen. Dies war das Ende dieses Schauspiels.

Am folgenden Feste, welches drei Tage darnach war, ließ man wieder einen Stier los, daß er gezäumt und gesattelt werden sollte. Der Indianer sattelte ihn: als er ihn aber zäumen wollte,

wandte der Stier so viele Gewalt an, daß er den Strick, womit er umwunden und gefesselt war, zerriß. Da er sich hierauf befreiet fand, lief er mit einer solchen Wuth auf den Menschen los, daß der Indianer, weil er sich nicht geschwinde genug in Sicherheit stellen konnte, und sich den Stier über den Hals kommen sahe, sich zur Erde nieder warf. Der Stier, welcher im Laufe war, sprang über ihn weg, und kam dann im Augenblick auf ihn los; allein der Mensch behielt sein gesetztes Wesen bei dieser Gefahr, und erwartete ihn auf den Hintern sitzend. Wie hierauf der Stier sich ihm näherte, um ihn mit den Hörnern zu fassen, gab ihm der Indianer Dolchstiche in die Schnautze; das that er zu wiederholten malen, weil der Stier allezeit wieder zurückkam. Endlich packte ihn der Stier bei dem Stiefel an, der zum guten Glücke riß, so daß der Indianer der Länge lang zu Boden fiel. Die Flüchtigen kamen ihm augenblicklich zu Hülfe, und, nachdem sie den Stier abgescheucht hatten, stand der Indianer wieder auf, stieg wieder auf sein Pferd, und erlegte den Stier, nachdem er ihn mit seinem

Stricke bei dem Fuße erhascht hatte, ob ihm gleich von dem Oberrichter befohlen war, sich wegzubegeben.

Thierweihe in Rom.

Der Segen der Kirche erstreckt sich nicht bloß auf die Menschen, sondern auch auf die Hausthiere; und diese haben gleichfalls ihren eigenen Schutzheiligen, der St. Antonio Abate heißt. Das Fest desselben, welches auf den 17ten Januar fällt, ist der Ceremonie ihrer Einsegnung gewidmet. Vor der Kirche dieses Heiligen, welche in der Nähe von Maria Maggiora auf dem Esquilinischen Hügel liegt, ist zu diesem Zwecke eine Kapelle befindlich, in welcher an diesem Tage ein Priester von Früh bis Abends alle Pferde, Esel, Rinder, Hunde u. s. w., die dahin gebracht werden, mit geweihtem Wasser besprengt. Bei schönem Wetter ist dies ein festlicher Tag für ganz Rom, und die Ceremonie lockt immer eine Menge Zuschauer herbei. Der Platz vor Maria Mag-

giora gleicht dann einem Viehmarkte. Alle Vignaroli in und um Rom treiben ihre Esel herbei, die an Schweif und Ohren mit bunten Bändern festlich geschmückt sind; die Nobili fahren in ihren Staatskarossen mit prächtigem Geschirr langsam an der Kapelle vorüber; die Damen halten ihre Zottelhündchen zum Kutschenschlage heraus, und nehmen es gar nicht übel, wenn der rastlos hin und herfahrende Sprengwedel des Priesters auch sie zugleich ein wenig benetzt. Diese Einsegnung, welche die Kraft hat, im Laufe des Jahres alles Uebel von den Thieren abzuwenden, wird beim Schutzheiligen durch das Opfer einer Wachskerze vergolten.

Todtenmahle der alten Preußen.

Wenn ein naher Anverwandter betrauert wurde; so wurde unter andern Ceremonien, den 3ten, 6ten, 9ten oder 14ten Tag nach dem Begräbniß ein großes Gastmahl gegeben. Bei dem-

selben saßen die Männer und Weiber, jede besonders; und zwar anfangs so still, als wenn sie stumm wären. Niemand hatte ein Messer bei sich. Zwei Weiber warteten bei Tische auf, welche den Gästen die schon vorher zertheilten Stücke vorlegten. Nun wurde die Seele des Verstorbenen, die nach der Gäste Meinung vor der Thüre stand, zur Mahlzeit gebeten, da denn ein jeder von jeglicher Speise ein Stück unter den Tisch warf und etwas vom Getränke nachgoß, damit die Seele sich erquicken möchte. Wenn die Mahlzeit vorbei war, stand der Priester von dem Tische auf, fegte das Haus aus und jagte die Seele hinaus, mit den Worten: „Du hast gegessen und getrunken, o Seele! geh hinaus, geh hinaus!" Nun erst wurden die Gäste gesprächig und munter, Männer und Weiber tranken sich unter einander zu, und küßten sich weidlich.

Todtentanz in Corsika.

Wenn in Corsika ein Mann stirbt, machen sich alle Weiber über die Wittwe her, und prü-

geln sie. Diese Gewohnheit nöthigt die Weiber, das Leben ihrer Männer sorgfältig zu erhalten. Eben diese Weiber reißen, nachdem sie den Todten gegrüßt haben, weil er nicht darauf antwortet, in der Bosheit den Körper aus dem Bette, legen ihn auf das Deckbette, und prellen ihn eine halbe Stunde in die Höhe. Dieser Todtentanz hat zum öftern Leuten das Leben gerettet, die man für todt hielt, und die nur in einer Schlafsucht lagen.

Toiletten-Gebräuche der alten Römerinnen.

Die meisten römischen Damen begaben sich, sobald sie das Bette verlassen hatten, in's Bad; einige begnügten sich bloß am Füße waschen, andre trieben den Gebrauch der Bäder noch weiter. Sie ließen sich die Haut mit Bimsstein sanft abreiben, um sie glätter und weicher zu machen. Dann salbten und parfümirten sie den ganzen Körper mit den ausgesuchtesten Wohlgerüchen. In eine Art Ueberkleid gehüllt, das einem Schlaf-

rocke glich, setzten sie sich an ihren Nachttisch, wo sie, wie unsre Damen, von vielen Kammerfrauen umringt waren. Nie ließen sie den Spiegel aus den Augen, um theils die Verschönerung ihrer Reize durch den Putz selbst zu dirigiren, theils die verführerischsten und wirksamsten Blicke und Mienenspiele zu studiren. Die Eitelkeit der Koketten machte oft ihren Coeffusen ein Verbrechen aus ihrer Häßlichkeit, und ein alter Schriftsteller schildert uns die Toilette mancher dieser Damen so furchtbar als das Tribunal der Tirannen Siciliens. Eine vornehme römische Dame beschäftigte bei ihrer Toilette eine Menge Sclavinnen; jede hatte ein eigenes Amt. Diese theilte die Haare; jene steckte die Locken; eine dritte parfümirte ihre Gebieterinn; eine vierte war bloß da, um ihren guten Rath zu geben. Die Kämme waren von Elfenbein, gemeiniglich aber von Buchsbaum, die Nadeln von Gold und Silber; und die Brenneisen glichen nicht den unsrigen, sondern bestanden aus großen Nadeln, die man in Asche heiß machte, und dann die Haare darum rollte. Jede Locke wurde gesteckt. Weil die Frisur

sehr hoch war, so brauchten sie falsches Haar, und überhäuften den Kopf mit so vielen Locken und Rollen, daß das Ganze einem Gebäude glich. Ueberhaupt aber war die Gestalt der Frisur und des Kopfputzes einem eben so großen Wechsel unterworfen, als in unsern Zeiten. Die gelben Haare wurden sehr geliebt. Manche färbten sich daher ihre Haare mit Safran, um ihnen ein recht hohes Goldgelb zu geben.

Die Haare wurden mit kleinen goldenen Ketten und Ringen, und mit purpurfarbenen und weißen, reich mit Steinen besetzten Bändern gebunden. Auch bedienten sich die Damen großer Schmucknadeln mit Perlen. Eine Art Schleier faßte und hielt ihre Haare. Die Mitra, oder unsre heutige Bischofs-Mütze, war ein den römischen Damen eigener Kopfputz, so wie der Hut den Mannspersonen. Aber nach und nach kam sie so in Verfall, daß keine ehrbare Frau sie mehr zu tragen wagte, sondern bloß Buhlerinnen sich damit schmückten. Seltsames Spiel der Mode und des Wechsels, daß jetzt, bei den heiligen Cere-

monien der Kirche, ihre ehrwürdigsten Diener durch eben die Zierrathen ausgezeichnet werden, die vor diesem die Tracht der Buhlerinnen waren!

Schon damals kannte man auch die Kunst, sich falsche Zähne einsetzen zu lassen. Die Zahnstocher mußten von Mastixbaumholz seyn; im Nothfalle brauchte man auch Federn, oder silberne. Die Tunika der Damen, die man mit unsern Hemden vergleichen könnte, wich in der Form von der Tunika der Mannspersonen weit ab. Sie hatte Aermel, welche letztre nicht haben durfte. Anfangs schlossen sie ganz knapp am Halse an, nach und nach bekamen sie mehr Ausschnitt, und man fing an, mehr von Brust und Schulter sehen zu lassen. In der Folge trugen die Frauenzimmer drei solcher Tuniken über einander. Ein Gürtel umgürtete sie.

Unvermerkt fing man auch an, den Busen, der vorher nur von der Hand der Natur getragen worden war, durch breite Binden zu stützen, und zu schnüren. Dies ist wahrscheinlich der Ur-

sprung unsrer heutigen Kokette. Der römische Schuh war von Form anders, als der unsrige, und war vorn offen, und geschnürt. Gewöhnlich war er von zubereitetem Leder; auch von Baumrinde. Von den spanischen Hirtinnen kam die Mode, Schuhe von Schilf und Geniste zu tragen. Der Luxus in diesem Kleidungsstücke ging so weit, daß man Schuhe mit massiv goldenen Sohlen trug: mit Edelsteinen waren sie oft über und über bedeckt. Ein griechischer Schuh, der Syconische genannt, galt für eine leichtere und galantere Fußkleidung, als alle übrige. Mit Kork machte man den Fuß höher, und folglich die Person größer scheinend. Dies thaten die Koketten bei Tänzen, so auch die Akteurs auf der Bühne, besonders in Heldenrollen, und die Priester bei Opfern. Alle Frauenzimmer-Schuhe waren weiß, auch die Bänder, oder von Gold und Purpur.

Tragebetten zu Rom.

Da es nach den strengen Sittengesetzen der Römer, außer bei Triumphaufzügen und gottes-

dienstlichen Prozessionen, innerhalb der Mauern Roms nicht gestattet war, in Wagen zu fahren: so wurde, besonders von der Zeit des Julius Cäsar's an, die Sitte, sich in Sänften oder Tragebetten in der Stadt herum tragen zu lassen, immer allgemeiner. Man denke sich einen tragbaren Sopha oder ein Kanapee, an dessen Füßen auf beiden Seiten lange Queerstangen hinliefen, und man hat ungefähr die Vorstellung von den Hauptbestandtheilen dieses tragbaren Ruhebettes, wobei nur der Umstand nicht übersehen werden darf, daß sehr oft eine Art von Baldachin oder Himmel darüber aufgespannt war, durch dessen Vorhänge man sich gegen Staub und Sonnenschein schützte, und die Blicke der Neugierigen von sich abhielt. Indeß gewannen die vornehmen Römerinnen unter den ersten römischen Kaisern immer mehr Geschmack an den ganz offenen Tragebetten. Sie stellten ja ihre natürlichen und erborgten Reize nur allzu gern der anstaunenden Menge auf den Straßen und öffentlichen Plätzen bloß. — Sehr willkommen mußte ihnen daher eine Mode seyn, wobei sie sich immer in der vor-

theilhaftesten Stellung, in der einladendsten Attitüde, in schmachtenden Liebreiz hingegossen, zeigen konnten. Nach der Zahl der Sänftenträger, die ausdrücklich dazu unterhalten wurden, und eine noch jetzt an den Orientalern bewunderte Fertigkeit besaßen, jene vermittelst der Queerstangen auf ihren Schultern ruhende Last in sanfter Schwebung taktmäßig fortzutragen, bekamen auch diese Sänften selbst verschiedene Benennungen. Gewöhnlich hatte man sechs, oder, wenn es noch vornehmer zuging, acht Sclaven zu Sänftenträgern, und die Sänften hießen daher Sechsträger oder Achtträger. In den Häusern der Reichen hatten der Hausherr und die Hausfrau beide ihre eigenen Träger, wozu man am liebsten Sclaven von solchen asiatischen Völkerschaften nahm, wo diese Palakins schon seit alten Zeiten zu Hause gewesen, und von da auch nach Rom gekommen waren.

Tourniere.

Es ist ungewiß, sagt Herr Abt Velly in seiner Geschichte von Frankreich, zu welcher Zeit die kriegerischen Spiele, denen man den Namen Tourniere gegeben hat, entstanden sind. Indeß beweisen die Ausdrücke: französische Gefechte oder Gefechte nach französischer Manier, wodurch Ausländer diese Art edler Uebungen bezeichnen, daß nur den Franzosen allein die Ehre der ersten Anordnung derselben gebühre. Sie selbst dienten zu einem angenehmen Zeitvertreibe; man verließ alles und verkaufte was man hatte, um nur an ihnen Theil zu nehmen, und dabei zu erscheinen. Ein Edelmann, der in diesen Spielen sich nicht auszeichnete, ward nicht sehr geachtet, und der beste Beweis seines Adels war der, in denselben mitgekämpft zu haben. Die Jugend sah sie als eine anständige Schule an, sich zum Kriegsdienst zu bilden; der Mann als eine Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen, und der Buhle als ein Mittel, sich die Hochachtung seiner Geliebten zu erwerben. Die Damen

erwarteten nichts so sehnlich, als eben diese Schau-
spiele, nicht so wohl, weil sie ihnen an sich schon
wegen ihrer Pracht ein Vergnügen machten, als
vielmehr, weil sie die Ehre genossen, den Vorsitz
dabei zu führen. Denn sie theilten beständig den
Preis aus; sie sahe man als die Seele und Zierde
derselben an; und sie pflegten auch den Muth der
Streiter dadurch zu erhöhen, daß sie ihnen vor dem
Kampfe etwa einen Gürtel, einen Schleier, ein Stück
von ihrem Kopfputze, einen Aermel, kleinen Mantel,
oder Armband, eine Schleife, Schnalle, oder sonst
ein Stück von ihrer Kleidung, auch wol eine mit
eigner Hand gewirkte Arbeit, womit der beäng-
stigte Ritter die Spitze seines Helms, oder seiner
Lanze, seinen Schild, sein Waffenkleid oder sonst
ein Stück von seiner Waffenrüstung auszierte,
schenkten. Fügte es sich, daß etwa diese kostbaren
Pfänder in der Hitze des Gefechtes dem Sieger
zu Theil wurden, so schickte die Dame des un-
glücklichen Ritters ihm wieder andre, um ihn zu
trösten, und ihn anzufrischen, eben dergleichen
Beute zu machen, und ihr diese anzubieten. Oft
nahmen die Damen so warmen Antheil an dem

Schick-

Schicksal ihrer Geliebten, daß sie den äußern Wohlstand, den sie sonst so sehr gegen ihre Person zu beobachten pflegen, darüber ganz vergaßen. Man lieset z. B., daß sie am Ende des Tourniers sich so von allem Putz entblößt hatten, daß die meisten mit unbedecktem Haupte, ohne allen Schmuck, da standen; daß ihnen beim Weggehen die Haare auf den Schultern hingen, und sie keine Aermel mehr an ihren Röcken hatten. Um ihre Ritter auszuputzen, hatten sie alles hergegeben, Halstücher sowohl als Kappen, Mäntel, Kamisöler, Aermel und ganze Kleider. Als sie sich nachher näher betrachteten und sich so in ihrer Blöße erblickten, schämten sie sich außerordentlich; aber kaum sahen sie, daß sie alle gleich entblößt waren, als sie unter sich ein allgemeines Gelächter erhoben. Denn vorher hatten sie ihren Schmuck und ihre Kleider mit solchem Enthusiasmus ihren Rittern aufgeopfert, daß sie darüber ihre eigene Blöße und Entkleidung nicht einmal bemerkt hatten.

Die Erfindung dieser kriegerischen Spiele wird

gemeiniglich dem Gottfried von Prenilli, der im Jahre 1066 starb, zugeschrieben. Aber gewiß sind sie ältern Ursprungs. Einige Gelehrte behaupten, daß er nur die bei diesen Spielen zu beobachtenden Gesetze in bessere Ordnung gebracht habe. Vielleicht fiel er auch auf einige neue Gebräuche, die sie vollkomnner machten, und zu dem Namen des Stifters der Spiele selbst Gelegenheit gaben. — Wie dem aber auch sey; so wurden sie von Frankreich aus, in England und dem deutschen Reiche bald bekannt; ja die Verfasser der byzantinischen Geschichte versichern sogar, daß auch die orientalischen Völker den Franzosen die Kenntniß derselben zu verdanken haben.

Die Ankündigung eines Tourniers, vor und nach welcher sich jedesmal kriegerische Instrumente hören ließen, geschahe gewöhnlich in Versen, die von zwei Mädchen von Stande, in Begleitung einiger Waffenherolde, abgesungen wurden. — Derjenige, welcher die Ausforderung abschickte, und der, welcher sie empfing, verglichen sich nachher in Ansehung zweier Cavaliere, von vorzüglich

gutem Ruf, die bei dem Gefechte als Richter zugegen seyn sollten. Diese trugen zum Zeichen ihres Amtes einen weißen Stab, den sie nur erst beim Ende des Tourniers wieder weglegen durften. Sie mußten den Tag, den Ort des Tourniers und die dabei zu gebrauchenden Waffen bestimmen. Außer ihnen gab es noch Marschälle, Räthe oder Beisitzer, welche sich an verschiedene Orte hinstellen mußten, um denen, die ihrer etwa benöthigt seyn möchten, zu Hülfe eilen zu können; ferner Könige, Herolde und Unterherolde, die auf allen Seiten standen, und auf die Stöße, die ein jeder austheilte und wieder empfing, genau Achtung geben, und davon getreuen Bericht abstatten mußten. Es gab auch in der Hauptstadt des französischen Reichs verschiedene, besonders für diese Uebungen erbauete, Schranken; und man kann vielleicht eben hierin den bisher noch nicht bekannten Ursprung des Rechts einiger, den Prinzen vom Geblüt und andern hohen Kronbedienten zugehörigen, Häuser in Paris, vorne Barrieren zu haben, finden. Vielleicht hatten sie ein ausschließendes Recht, dergleichen Schranken zu errichten,

da sie auch nur allein bei sich Tourniere anstellen konnten. Die Schaubühnen, welche um die Bahn herumgingen, waren größtentheils wie Thürme gestaltet, und in Bogen und Stufen eingetheilt, die mit den reichsten Tapeten, Vorhängen, Fahnen, Bändern und Schildern aufs prächtigste ausgeschmückt und besonders für die Könige, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen nebst ihrem ganzen Hofstaate bestimmt waren.

Die Waffen, die bei den Tournieren gebraucht wurden, waren, weil der einzige Zweck derselben in der Uebung und Ausbildung des Adels zum Kriegeswesen bestand, bloß solche, die man leichte und unschädliche nannte. Man hatte nehmlich Lanzen ohne Eisen, Degen, die weder scharf noch zugespitzt, oft aber bloß von Holz waren, zuweilen auch nur Stöcke. Niemand durfte aber weder außer der Reihe fechten, noch das Pferd seines Gegners verwunden, noch den Stoß seiner Lanze anders wohin, als nach dem Gesichte oder mitten auf den Panzer richten. Man durfte auch keinen Ritter angreifen, sobald er das Visir seines Hel-

mes losgemacht, oder ihn ganz abgenommen hatte. Eben so wenig war es, besonders bei Tournieren, wo Mann gegen Mann streiten mußte, erlaubt, daß mehrere sich gegen Einen verbanden. Traf es sich, daß jemand aus Unachtsamkeit diese Gesetze vergessen, und dadurch die Waffen mehrerer Ritter gegen sich gezogen hatte, so lenkte der Damenritter, der mit einer langen Pike versehen war, auf welcher eine Damenkappe hing, dies Zeichen der Gnade und des Schutzes des schönen Geschlechts auf ihn herab, und sogleich mußte ein jeder ihn verlassen, ohne ihn weiter anrühren zu dürfen. Fand man hingegen, daß er es aus Vorsatz gethan hatte, so bekam er darüber Verweise.

Vier Tage vor dem Tourniere pflegten sich die Ritter zu versammeln. Nichts war alsdann blendender und prächtiger, als ihre Equipage. Sie erschöpften ihr Vermögen in Anschaffung kostbarer Pferde und Kleider für sich und ihre Bedienten, und in Perlen, Smaragden und Rubinen, die ihre Wagen zierten, und womit nicht nur ihr Waffenrock, sondern sogar die Decken ihrer Pferde,

die von Sammet oder Taffent gemacht waren, besetzt seyn mußten. Ihre Wappenschilde wurden an einigen benachbarten Klöstern zur Schau ausgestellt, wo Herren, Damen und unverheirathete Frauenzimmer sie nach Gefallen einige Tage lang besehen und untersuchen konnten. Denn nicht jeder ohne Unterschied ward zu diesen edlen Uebungen zugelassen; sondern jeder Edelmann, der dabei erscheinen wollte, mußte wenigstens 2 bis 3 Ahnen aufzuweisen haben, seine Rechtschaffenheit mußte allgemein bekannt, und er auch in Ansehung seines Umgangs mit dem Frauenzimmer ganz ohne Tadel seyn. Hatte er unter seinen Stand geheirathet, oder sich durch eine seiner Geburt unwürdige Handlung entehrt; so ward er nicht dazu gelassen: besaß er aber dennoch Dreistigkeit genug zu erscheinen; so wurden ihm die Waffen auf Befehl des Richters genommen, man peitschte ihn dann mit Ruthen, ließ ihn irgendwo im Schranken auf ein Holz reiten, und setzte ihn so den ganzen Tag dem Spott des Pöbels aus. Auch dann wurde man schon von diesen Spielen ausgeschlossen, wenn man nur vom schönen Ge-

schlecht nicht vortheilhaft gesprochen hatte. Sobald eine Dame über die Beleidigung eines Ritters sich zu beklagen Grund zu haben glaubte, so berührte sie den Helm oder Schild in seinem Wappen, um ihn den Richtern zu empfehlen, d. h. um von ihnen Gerechtigkeit zu verlangen. Diese mußten nach gehöriger Untersuchung der Sache ein Urtheil fällen. Fanden sie nun die Beschuldigung gegründet, so ward die Strafe bald vollzogen. Ließ sich der Schuldige ohne vorhergegangene Erlaubniß wieder sehen, so bestraften ihn die Ritter oder auch die Dame für seine Kühnheit durch eine Menge Ruthen- oder Stockschläge, die von allen Seiten auf ihn zuströmten. Bloß die Gunst der Damen, die er mit lauter Stimme anrufen mußte, konnte ihn dieser Züchtigung entziehen. Diese Strenge trug indeß zur Verfeinerung der Sitten nicht wenig bei. Jemehr ein junger Edelmann bei diesen edlen Zusammenkünften sich hervorthun wollte, um desto mehr mußte er sich bemühen, sich der Zulassung zu denselben würdig zu machen.

Wenn alle Quadrillen sich in Ordnung ge-

stellt hatten, so gingen die Richter alle Glieder durch, und untersuchten sorgfältig, ob sich etwa jemand an den Sattel seines Pferdes hatte festschnüren lassen; denn dies ward für unanständig gehalten, und war bei der strengsten Strafe verboten. Hierauf ward das Zeichen zum Angriff gegeben. — Während des Gefechts, wenn Lanzen, Stöcke und Degen auf die Panzer und Helme der Streitenden trafen, hörte man ein fürchterliches Getöse. Der Sieg selbst blieb lange unentschieden, weil sowohl Angreifer als Angegriffene, beides brave und geschickte Leute, sich denselben mit großer Hitze streitig machten. Endlich schlichen die Ueberwundenen, ohne viel Geräusch, aus den Schranken fort, und begaben sich in den nächst gelegenen Wald. Zuweilen folgten auf diesen feierlichen Kampf noch einzelne Gefechte, ohne Ankündigung, ohne Preise, ohne Herausforderung, und mit Waffen, die nicht schädlich werden konnten. Zwei tapfre Ritter brachen aus Galanterie zur Ehre der Damen eine oder zwei Lanzen mit einander. Sie jagten nehmlich unerschrocken in vollem Gallopp auf einander los, und stießen, in-

dem sie sich erreichten, so fürchterlich auf einander zu, daß sie sehr fest sitzen mußten, um nicht aus dem Sattel gehoben zu werden. Der Unterschied zwischen den Tournieren und einzelnen Gefechten bestand also bloß darin, daß jene als wirkliche Treffen, diese aber als wahre Duelle angesehen werden konnten. — Nach Endigung des Tourniers wurden die ausgesetzten Preise, mit aller Sorgfalt und nach Billigkeit, vertheilt; man sammelte in allen Bänken Stimmen; die Waffen-Officiere, die beständig auf die Streiter genau Achtung gegeben hatten, statteten Bericht ab, und die souverainen Fürsten, die ältern Ritter, machten endlich den Sieger öffentlich bekannt. Oft wurden auch die Damen und das unverheirathete Frauenzimmer um ihr Urtheil befragt, und zuweilen entschieden sie als oberste Gebieterinnen beim Tourniere über den Preis. Traf es sich, daß er demjenigen Helden, welchen sie für den würdigsten hielten, nicht gegeben wurde, so bestimmten sie diesem einen andern, der nicht weniger rühmlich, ja oft noch schmeichelhafter für ihn war, als der erste. Denn sie mußten ihn bestän-

dig demjenigen Ritter, welcher den Vorzug erhalten hatte, übergeben. — Ob man nun gleich alle Vorsicht gebrauchte, allem Unglück, das bei diesen Spielen vorfallen konnte, vorzubeugen, so ward doch fast kein einziges Tournier gehalten, bei dem nicht eine Menge Menschen, theils während des Gefechts verwundet, theils unter den Bühnen zerdrückt, theils von den Pferden zertreten, oder vom Staube erstickt wurde. Dieser so unzähligen Unglücksfälle wegen fand man nachher für gut, wenigstens regierende Herren, und mit ihnen nahe verwandte Prinzen, an deren Erhaltung viel gelegen war, von der Verbindlichkeit selbst mit zu kämpfen, zu entledigen. Eben diese Vorfälle waren auch die Ursache, warum der staatskluge Philipp August sich von seinen Söhnen, Ludwig und Philipp, feierlich zuschwören ließ, daß sie nie, ohne seine Erlaubniß, einem Tournier beiwohnen, und unter dem Vorwande, ihre Tapferkeit zu zeigen, oder den Preis davon zu tragen, Antheil daran nehmen wollten. Endlich rührten auch daher jene Bannstrahlen der Päpste, welche diejenigen, die dabei erschienen, in den Bann tha-

ten, und die, welche dabei das Leben zu verlieren, so unglücklich seyn würden, unter den härtesten Drohungen, zu begraben, untersagten. Der französische Adel suchte indeß diese Gelegenheit, auch zur Friedenszeit seinen Muth, seine Geschicklichkeit und seine Galanterie öffentlich an den Tag zu legen, mit solchem Eifer, daß weder Bullen, noch Dekrete und Bannstralen die fernere Haltung der Tourniere hemmen konnten. Der heilige Ludwig verbot, auf erhaltene Nachricht von der Niederlage der Christen im Orient durch die Ungläubigen, diese mörderischen Vergnügungen auf 2 Jahr: und man unterließ sie wirklich. — Bald nachher aber wurden sie mit neuem Eifer wieder hervorgesucht. Endlich aber gab das tragische Ende Heinrich's II. Gelegenheit dazu, die heftige Neigung zu diesen Spielen aus den Herzen der Franzosen zu verbannen.

Ursprung der Benennung merkwürdiger Monatstage.

Januar.

Am 5ten. Simeon Stylitas. Er hat 40 Jahre auf einer 40 Fuß hohen Säule, nicht weit von Antiochien, zugebracht.

Den 17ten. Antonius. Er begab sich im 20sten Jahre seines Lebens in eine ägyptische Wüste, wo er als Einsiedler ein strenges Leben führte.

Den 19ten. Blandina. Man sagt, daß sie im Jahre Christi 168 zu Lyon, in Frankreich, der Religion wegen, gemartert, und endlich mit dem Schwerdte hingerichtet worden sey.

Den 20sten. Fabianus, Sebastianus. Fabianus ist im Jahre Christi 251, unter der Regierung des Kaisers Decius, als Märtyrer gestorben. Sebastianus war ein mailändischer Kriegesoberster, unter der Regierung des Kaisers Diocletianus. Er starb den Märtyrertod, in-

dem er an einen Baum gebunden und mit Pfeilen erschossen wurde.

Den 21. Agnes. Die christliche Fabel erzählt von ihr, daß der Sohn eines heidnischen Obersten, von ihrer Schönheit bezaubert, sie zu verführen gesucht habe. Da sie allen Verführungen widerstand, so sey sie nackend in ein Hurenhaus gebracht worden, aber Gott habe auch hier ihre Unschuld beschützt. Endlich, da sie sich noch dem Willen des jungen Wollüstlings widersetzt habe, sey sie ins Feuer geworfen worden, aber die Flamme habe sie nicht verletzt. Endlich habe im Jahre Christi 303 ein Dolchstich ihrem Leben ein Ende gemacht.

Den 22sten. Vinzenz. Ein Franzose, welcher aus einem Weltmanne ein frommer Mann wurde. Er begab sich darauf in ein Kloster, wo er ein Buch gegen die Ketzer schrieb. Man erzählt von ihm, daß er lebendig auf einem Roste gebraten worden sey.

Den 24sten. Timotheus, ist der bekannte

Gefährte des Apostels Paulus, an welchen er zwei Briefe geschrieben. Er soll im Jahre Christi zu Ephesus, weil er die Epheser wegen ihrer eifrigen Verehrung der Diana tadelte, gesteinigt worden seyn.

Den 25sten. Pauli Bekehrung. Paulus, der vorher Saulus hieß, wurde durch eine wunderbare, von Gott veranstaltete, Erscheinung am Himmel plötzlich bekehrt, so daß er aus dem heftigsten Feinde der Religion Jesu der wärmste Vertheidiger derselben wurde. Diese Begebenheit soll sich an diesem Tage zugetragen haben.

Den 26sten. Polykarpus, Bischof zu Smirna, in Kleinasien, wurde mit einem Dolche ermordet, da das Feuer, in welches man ihn warf, wie man erzählt, ihm nicht schadete.

Den 27sten. Chrysostomus, Patriarch zu Constantinopel. Er verdient die Ehre ganz, daß mit seinem Namen im Kalender ein Tag bezeichnet wird. Er war zu Antiochien

gebohren, wo er alles lernte, was einen Jüng-
ling zum künftigen großen Manne bilden kann.
Er war anfänglich Presbyter zu Antiochien,
und predigte mit so außerordentlichem Beifalle, daß
der Kaiser ihn im Jahre Christi 397 zum Bischof
in Constantinopel machte. Man mußte ihn
des Nachts von Antiochien abholen, weil man
am Tage einen Aufruhr des Volks befürchtete,
welches seinen Presbyter außerordentlich liebte,
und ihn nimmermehr hätte abreisen lassen. Er
selbst, ein außerordentlich strenger Mann, der eine
Zeit lang als ein Eremit ein sehr strenges Leben
geführt hatte, wollte, daß alle Geistliche ein stren-
ges, untadelhaftes Leben führen sollten. Er griff
sie deswegen heftig an, schränkte sie sehr ein, und
drang bei ihnen auf die strengste Disciplin. Die
Geistlichen klagten und murrten. Doch würden diese
Klagen wenig geholfen haben, wenn nicht endlich
die wollüstige Kaiserinn Eudoxia, deren Luxus
und Ausschweifungen er nicht schonte, Gelegen-
heit gesucht und auch gefunden hätte, um den bra-
ven wiewol etwas strengen Mann aus der Re-
sidenz zu entfernen. Er ward abgesetzt und ins

Elend verwiesen, in welchem er ums Jahr Christi 407 starb. Chrysostomus heißt eigentlich Goldmund, und er wurde wegen seiner außerordentlichen Gabe der Beredsamkeit so genannt.

Februar.

Den 3ten. Blasius, war Bischof zu Cäsarien im Jahre Christi 380. Er hat verschiedene Schriften hinterlassen.

Den 6ten. Dorothea, ein schönes Mädchen zu Alexandrien, welches wegen seiner Keuschheit berühmt geworden ist. Unter dem Kaiser Maximilian soll sie den Märtyrertod erlitten haben.

Den 14ten. Valentinus, ein christlicher Bischof, welcher in Rom des Philosophen Cratons ganz krumm zusammengewachsenen Sohn durch sein eifriges Gebet völlig gesund gemacht haben soll. Dies, heißt es, habe die Bekehrung der ganzen Familie zur Folge gehabt. Der römische Rath habe

habe dies aber sehr übel genommen, ihn mit Ruthen streichen, und endlich enthaupten lassen.

Den 16ten. Juliana, wurde genothzüchtiget und starb wegen des Glaubens an Jesum, unter dem Kaiser Diocletian und Maximilian, den Märtyrertod.

Den 18ten. Concordia, ist wegen ihrer Standhaftigkeit im Christenthume vom Kaiser Decius getödtet worden.

Den 22sten. Petri-Stuhl-Feier. Die römische Kirche behauptet, daß der Apostel Petrus zu Rom 25 Jahre Bischof gewesen sey, und daselbst seinen Stuhl, d. i. Sitz, gehabt habe. Der Pabst will daher beweisen, daß er der Nachfolger Petri sey. Aber man darf nur die Kirchengeschichte lesen, und man wird das Ungereimte dieses Vorgebens bald finden. Dieser Tag wird zu Rom mit vieler Solennität gefeiert.

Den 24sten. Matthias, der Apostel,

welcher nach Christi Himmelfahrt durch das Loos an die Stelle des **Judas**, des Verräthers, von 11 Aposteln erwählt wurde. Er soll drei Jahr nach **Christi** Himmelfahrt mit einer hölzernen Säge durchschnitten worden seyn.

März.

Den 12ten. **Gregorius**, wurde wider seinen Willen im Jahre Christi 590 zum Papste erwählt. Er hat den Choralgesang, die Responsaria und Hymnen beim Gottesdienste eingeführt. Er suchte die christliche Religion durch ausgeschickte Emissarien in heidnischen Ländern zu verbreiten. Er war ein großer Schulfreund, und deswegen wird noch bis auf den heutigen Tag an verschiedenen Orten in Sachsen ein Fest von den Schülern und Lehrern zur Ehre des **Gregorius** gefeiert, welches das **Gregoriusfest** heißt. Jetzt ist dieses Fest größtentheils abgeschafft worden. Man hielt ihn für einen Wunderthäter, und dieß hat ihm vorzüglich einen Platz im Kalender verschafft.

Den 14ten. Zacharias. Die Juden feiern an diesem und den folgenden Tagen ihr Purimsfest, wovon man das Buch Esther 9, 26 nachlesen kann. Es wird an diesem Feste die Geschichte der Esther gelesen, und so oft der Name Haman vorkommt, schlagen sie mit Fäusten und Hämmern an die Bänke und auf die Tische, und machen dadurch einen gräulichen Lerm. Das ganze Fest wird mit ausgelassener Ueppigkeit gefeiert.

Den 16ten. Ciriacus. Er war Bischof zu Jerusalem, und soll von dem Kaiser Julian, der die christliche Religion verließ, und zum Heidenthume überging, verfolgt worden seyn. Die christliche Fabel erzählt von ihm, man habe ihm heißes Blei in den Hals gegossen, ihn mit Drath gepeischt, allmählich am Feuer gebraten, in eine Grube mit Schlangen geworfen, mit heißem Oel begossen und endlich erstochen.

Den 20sten. Guido, oder Wido von Arezzo, ein Mönch in Italien im Kloster

Lenfridi, im Jahre Christi 1220. Ein verdienstvoller Mann, welcher mit Recht einen Platz im Kalender einnimmt. Er hat sich durch Verbesserung der Musik seines Zeitalters sehr bekannt gemacht.

April.

Den 4ten. Ambrosius, war Bischof zu Mailand im Jahre Christi 372. Er kam zu dieser Würde, ob er gleich nur ein Weltgeistlicher war, weil er die Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und Arrianern mit entscheiden half. Als der Kaiser Valentinian ihm befahl, seine Kirche den Arrianern zu einer freien Ausübung ihrer Religion zu räumen, ging er lieber in das Exilium.

Von ihm heißt das Te Deum (Herr Gott, dich loben wir,) der Ambrosianische Lobgesang. Diese Benennung gründet sich auf folgende Erzählung: Als er den bekannten Kirchenlehrer Augustin taufte, sollen beide, vom heiligen Geiste getrieben, diesen Gesang, den man vorher nicht

gehört hatte, zusammen angestimmt, und mit ein und eben denselben Worten abgesungen haben.

Den 12ten. Julius, war ein vornehmer Rathsherr zu Rom, welcher die christliche Religion annahm, und deswegen auf Befehl des Kaisers Commodus zu Tode geprügelt wurde.

Den 18ten. Eleutherius, war Bischof in Apulien, und wurde unter dem Kaiser Hadrian enthauptet.

Den 23sten. Georgius. Die christliche Fabel macht ihn zu einem tapfern Ritter, und vergleicht ihn mit dem Theseus. Er soll, erzählt sie, nach Lybien gekommen seyn, wo ein grosser ungeheurer Drache in einer Pfütze gelegen habe, dem die Einwohner täglich zwei Schafe zur Speise hätten bringen müssen; und als endlich keine Schafe mehr zu haben gewesen wären, hätten sie ihm täglich einen Menschen geben müssen. Das Loos habe endlich die königliche Prinzessinn

getroffen. Aber der Ritter Georg habe sie von einem so grausamen Tode errettet, indem er den Drachen mit seinem Spieße durchbohrt habe.

Den 25sten. Marcus, ein Schwestersohn des Apostels Petri und sein Schüler, einer aus der Zahl der 72 Jünger. In Alexandrien ist er nach einem langwierigen Gefängnisse von den Ungläubigen durch die Stadt geschleift worden, bis er seinen Geist aufgab.

Den 28sten. Vitalis, war ein vornehmer Bürger zu Mailand, und starb nebst seinen beiden Söhnen, Gervasius und Protasius, unter dem Kaiser Nero den Märtyrertod.

May.

Den 1sten. Philippus und Jakobus. Philippus, gebürtig aus der Stadt Bethsaida in Galiläa, ward von Christo zum Apo-

stel berufen, Joh. 1, 43. Er soll nach Christi Himmelfahrt nach Scythen gereist seyn, und daselbst viele Heiden zur christlichen Religion bekehrt haben. Er soll ferner nach Phrygien gegangen und in der Stadt Hierapolis um der Religion willen gekreuziget, und am Kreuze mit Steinen zu Tode geworfen worden seyn.

Walpurgis war erste Aebtissinn des Klosters Heidenheim, im Hochstift Eichstädt, in Franken, vom Benediktinerorden.

Den 2ten. Athanasius, Bischof zu Alexandrien im Jahre Christi 325. Er war ein eifriger Gegner der Arrianer, und wurde deswegen ins Elend verjagt, aus welchem er aber wieder zurückberufen wurde.

Den 3ten. Kreuzerfindung. Der Name kommt von einer fabelhaften Erzählung her. Man erzählt nämlich: im Jahre Christi 325 sey die fromme Kaiserinn Helena, die Mutter des Kaisers Constantin, nach Jerusalem gereiset,

um den Ort zu besehen, wo der Heiland gekreuziget worden sey. Bei ihrer Ankunft habe sie nach dem Kreuze sorgfältig suchen lassen, an welchem Christus gekreuziget worden sey; und da seyen endlich drei Kreuze gefunden worden, auf deren einem die Worte gestanden haben: Iesus Nazarenus Rex Iudaeorum, d. i. Jesus von Nazareth, König der Juden. Sie habe durch ein mit diesem Kreuze verrichtetes Wunder dieses Kreuz für das ächte Kreuz Christi erkannt. Denn eine todte Frau sey sogleich lebendig geworden, als sie das Kreuz auf dieselbe gelegt habe. In der griechischen und römischen Kirche wird zum Andenken dieser Begebenheit ein Fest gefeiert.

Den 4ten. Florianus, ein tapferer christlicher Soldat, welcher um der Religion willen unter dem Kaiser Diocletian und Maximilian ins Wasser gestürzt worden ist.

Den 6ten. Johannes der Pförtner, ist der Evangelist und Apostel Johannes, der Liebling Jesu. Er soll nach der fabelhaften Er-

zählung unter dem Kaiser Domitian vor der Porta Latina in siedendem Oele gekocht worden seyn; als ihm aber dieses nicht geschadet habe, sey er nach der Insel Pathmos verwiesen worden, wo er seine Offenbarung geschrieben habe. Endlich sey er zu Ephesus in hohem Alter gestorben.

Den 25sten. Urbanus Martyr. Er ist den Märtyrertod gestorben.

Den 26sten. Beda venerabilis, ein Mönch in England, lebte im siebenten Jahrhunderte und zu Anfange des achten. Ueber das Alter dieses Mannes ist man streitig. Von ihm rührt die Einrichtung her, wie wir jetzt die Jahre von Christi Geburt zählen.

Junius.

Den 1sten. Nikodemus. Er war ein Pharisäer und Rathsherr des jüdischen Synedriums. Er kam zu Jesu in der Nacht, um sich mit ihm zu unterreden.

Den 3ten. Erasmus, ein gelehrter Mann, war 1466, zu Rotterdam, als ein unehliches Kind geboren. Er studirte zu Basel. Zu seiner Zeit fing Luther an zu reformiren, und Erasmus war anfänglich sein Freund. Die Natur hatte ihm viele Talente verliehen, besonders die Gabe zu spotten, und etwas lächerlich zu machen. Er bediente sich dieses Talents gegen die Mönche und die katholische Geistlichkeit. Aber er fürchtete sich hernach vor ihren Verfolgungen, zog sich zurück und schrieb gegen Luther. Er starb zu Basel an der rothen Ruhr 1536 im 70sten Jahre seines Alters.

Den 5ten. Bonifacius, ein merkwürdiger Mann. Er hieß Winfried, und nahm nachher den Namen Bonifacius an, d. i. Wohlthäter. Er war ein engländischer Geistlicher, ein Schüler des Beda, welcher vorzüglich durch die Ausbreitung des Christenthums in Thüringen, Hessen und Franken berühmt geworden ist. Man nennt ihn nur den Apostel der Deutschen. Zwar war er nicht der Erste, der die

christliche Religion unter diesen Völkern auszubreiten suchte, auch hat er das Heidenthum in diesen Ländern nicht gänzlich unterdrückt, aber er hat durch anhaltenden Fleiß und durch seine unablässigen Bemühungen weit mehr ausgerichtet, als alle seine Vorgänger. Wo es beinah noch gar keine Städte gab, erbauete er Klöster und Kirchen, welche hernach zu Städten heranwuchsen. Nachdem er fast 40 Jahr für die Ausbreitung des Christenthums in diesen Ländern gearbeitet hatte, wollte er auch unter den Friesen das Christenthum verbreiten: aber dieser Versuch mißlang. Er wurde von diesem wilden Volke im Jahre 755 umgebracht. Nach seinem Tode wurde er unter die Heiligen versetzt.

Den 8ten. Medardus, war Bischof in Frankreich; und starb im Jahre Christi 556. Man erzählt, daß es an seinem Sterbetage warm Wasser geregnet habe. Daher kommt die Bauernregel, wenn es am Medardustage regne, so regne es 30 Tage nacheinander.

Den 15ten. Vitus, ein italienischer Knabe von 12 Jahren, soll unter Diocletian's

Regierung wegen seiner Anhänglichkeit an die christliche Religion in einen glühenden Backofen voll Pech und Blei geworfen, und da ihm dieses nicht geschadet habe, ersäuft worden seyn.

Den 22sten. Achatius, ein Fürst, welcher unter der Regierung des Kaiser Hadrians zugleich mit 10,000 Christen den Märtyrertod erduldet hat.

Den 24sten. Johannes der Täufer, ein Sohn des Zacharias und der Elisabeth, der Vorläufer Jesu, wurde wegen seiner scharfen Predigten ins Gefängniß geworfen, worin er auch enthauptet wurde.

Den 27sten. Siebenschläfer, waren 7 Brüder, welche wegen der christlichen Religion zum Kaiser Decius geführt wurden, welcher ihnen unter Androhung der grausamsten Marter die christliche Religion zu verläugnen befahl. Da sie sich dieses zu thun weigerten, habe ihnen, wie man erzählt, der Kaiser Bedenkzeit gegeben, sie

aber wären aus der Stadt Ephesus herausgegangen, hätten sich in eine nahe bei der Stadt befindliche Höhle begeben, und täglich einen aus ihnen nach der Stadt geschickt, um Speise einzukaufen. Der Kaiser habe endlich diese Höhle mit großen Steinen gänzlich verrammeln lassen. Die Jünglinge wären hierauf in einen sanften Schlaf gefallen, und hätten, wie einige wollen, 170-, nach andern 200- und nach einiger Meinung 300 Jahr geschlafen. Nach Verlauf dieser vielen Jahre habe ein ephesinischer Bürger die Schafhürde an diesen Berg, in welchem die Höhle war, anlegen wollen, habe also die Steine von dem Eingange der Höhle weggewälzet, und als die Höhle sich geöffnet habe, wären die Jünglinge aus ihrem Schlafe erwacht, hätten einen von ihnen nach der Stadt, um Speise zu kaufen, geschickt, welcher aber durch seine veraltete Tracht, durch sein Geld, mit einem so alten Gepräge, die Aufmerksamkeit der Menschen erregt habe. Man habe ihn zu den Richtern geführt, und nun sey bei Untersuchung die ganze Sache zum Erstaunen der Richter und des ganzen Volks an den Tag gekommen; und nachdem

sie dem Kaiser gesagt hätten, daß er an ihrem Beispiele sehen könne, es werde wirklich eine Auferstehung der Todten seyn, wären sie wieder eingeschlafen.

Den 29sten. Petri Pauli. Petrus und Paulus sollen an diesem Tage unter der Regierung des Kaisers Nero getödtet worden seyn. Petrus soll mit den Füßen oben und mit dem Kopfe unten gekreuziget, Paulus aber mit dem Schwerdte getödtet worden seyn.

Julius.

Den 8ten. Kilian, war ein Schottländer, wurde vom Papste zum Bischofe gemacht, kam 687 nach Frankreich, und als er daselbst in seinen Predigten den Herzog Gotbert, welcher die Geylane, seines Bruders Weib, geheirathet hatte, tadelte, so wurde er auf Anstiften derselben umgebracht, und ihm die Zunge aus dem Halse geschnitten.

Den 9ten. Cyrillus, Patriarch zu Jerusalem, um das Jahr Christi 350. Hat es je einen boshaften, gottlosen Geistlichen gegeben, der die Tücke und Bosheit seines Herzens unter der äußern Maske der Religion zu verdecken wußte: so war es gewiß Cyrillus.

Den 13ten. Margaretha starb im 15ten Jahre ihres Alters den Märtyrertod.

Den 15ten. Apostel-Theilung. Man sagt, die Apostel hätten sich im zwölften Jahre nach Christi Himmelfahrt an diesem Tage getrennt, und nach allen Weltgegenden, um das Evangelium zu verkündigen, zerstreuet.

Den 22sten. Maria Magdalena, soll die Schwester des Lazarus gewesen seyn, von der Jesus sieben Teufel ausgetrieben hat.

Den 24sten. Christina, ein christliches Mädchen, welches in der Stadt Tyrus um der Religion willen enthauptet worden ist.

Den 25sten. Jakobus. Die Bibel redet von zwei Brüdern, wovon der eine der ältere, und der andre der jüngere hieß. Sie waren Söhne des Zebedäus. Der ältre soll vom Herodes Agrippa zu Jerusalem enthauptet worden seyn; und der jüngere soll als Bischof von der Zinne des Tempels gestürzt, und, als er nicht gestorben, zu Tode gesteinigt worden seyn.

Den 26sten. Anna, die Mutter Samuels.

August.

Den 1sten. Petri Kettenfeier, ist der Gedächtnißtag der wundervollen Befreiung des Apostel Petrus, da ihm der Engel des Nachts die Ketten abnahm, und ihn sicher aus dem Gefängnisse führte.

Den 4ten. Dominikus, ein Spanier von Geburt, legte sich vorzüglich stark auf's Predigen, und stiftete den Dominikanerorden, welcher sich vor-

vorzüglich mit Predigen abgiebt; daher er auch der Predigerorden heißt. Die Dominikaner sind weiß gekleidet, wenn sie aber ausgehen, hängen sie noch einen schwarzen Mantel und eine Kappe um. In Spanien und Portugall dirigiren sie die Inquisition. Mit den Franziskanern haben sie wegen der unbefleckten Empfängniß der Maria einen immerwährenden Streit.

Den 7ten. Donatus war ein Diaconus, hernach Bischof in Thuscien, und ist unter dem Arkadius und Honorius enthauptet worden.

Den 8ten. Cyriacus, Bischof zu Rom, ist unter dem Kaiser Diocletian umgekommen.

Den 10ten. Laurentius, ein Diaconus zu Rom, unter dem Papst Sixtus. Als er dem Kaiser Decius die Kirchenschätze nicht herausgeben wollte, wurde er auf dem Roste gebraten.

Den 13ten. Hypolitus, ein vornehmer

Römer, welcher von Laurentius zum Christenthume bekehrt wurde. Er wurde unter der Regierung des Decius mit den Füßen an die Hälse unbändiger Pferde gebunden, die ihn zu Tode schleiften.

Den 15ten. Mariä Himmelfahrt. Dieses Fest ist im Jahre Christi 817 auf der Synode zu Aachen angeordnet worden. Anfänglich dachten sie nichts anders dabei, als den Tod der Maria. Nach ihrem Tode sey sie der Seele nach gen Himmel gefahren. Im 13ten Jahrhunderte dehnte man diese Himmelfahrt auch auf ihren Leib aus. Man erzählte nun: die Maria sey 24 Jahre nach Christi Himmelfahrt gestorben, und in dem Augenblicke seyn alle Apostel von allen Weltgegenden zusammen gekommen, und hätten sie begraben. Aber am dritten Tage sey sie wieder auferstanden, und von den Engeln in Gegenwart aller Apostel gen Himmel getragen.

Den 24sten. Bartholomäus, ein Apostel, soll in Indien das Evangelium gepredigt

haben. Der König Astyages soll ihn haben schlagen, lebendig schinden und enthaupten lassen.

Den 25sten. Ludwig, ein schwacher König von Frankreich, welcher sich vom Papste und fanatischen Mönchen verleiten ließ, gegen die Saracenen, die ihn nicht beleidigt hatten, einen Kreuzzug anzustellen, um das gelobte Land wieder zu erobern. Er starb in diesem Kriege, und wurde zur Belohnung seiner Bereitwilligkeit unter die Heiligen versetzt.

Den 27sten. Gebhardt, ein Sohn des Grafen Utho von Bregenz, ist aus seiner todten Mutter geschnitten, und nachher Bischof von Constanz geworden.

Den 28sten. Augustinus, der berühmte Kirchenlehrer, führte in seiner Jugend ein zügelloses Leben. Er bekehrte sich aber, und wurde von Ambrosius im 32sten Jahre seines Alters getauft. Nach der Taufe fingen sie beide, durch göttliche Eingebung, wie man erzählt, das Te

Deum an zu singen, welches vorher nie gehört worden sey. Daher kommt es auch, daß man dieses alte Lied den ambrosianischen Lobgesang nennt. Im Jahre Christi 392 wurde er Priester, drei Jahr hernach Bischof zu Hippon in seinem Vaterlande. Er starb im Jahre Christi 430, da die Vandalen die Stadt Hippon belagerten.

September.

Den 1sten. Aegidius. Er war aus Athen gebürtig. Nachdem er sein Haab und Gut den Armen geschenkt hatte, reiste er im Jahre Christi 715 nach Frankreich zu dem Bischof Cäsario zu Arles, und blieb zwei Jahr bei demselben. Von da begab er sich in eine Wüste, und lebte von bloßen Wurzeln und Kräutern. Auch soll täglich eine Hündinn zu ihm gekommen seyn, deren Milch er genossen hätte. Der König von Frankreich ließ an diesem Orte ein schönes Kloster bauen, welches Aegidius lange Zeit gut regierte.

Den 7ten. Regina, war die Tochter eines

Heiden Namens Clemens. Sie war überaus schön, und starb um des Bekenntnisses Jesu willen den Märtyrertod.

Den 8ten. Mariä Geburt. Die Maria soll im Jahre der Welt 3456 gebohren worden seyn.

Den 9ten. Gregorius, ein Bedienter des Kaisers Diocletianus, wurde, weil er sich zum Christenthum bekehrte, zu Tode gemartert.

Den 14ten. Kreuz-Erhöhung. Der Kaiser Heraclius war im Anfange seiner Regierung mit den Persern in Krieg verwickelt. Er führte auf seinen Feldzügen ein Kreuz mit sich, welches den Persern in die Hände fiel. Lange Zeit nachher eroberte Heraclius sein Kreuz wieder, welches nun mit großem Triumph in die Stadt geführt und aufgerichtet wurde. Der Kaiser stiftete zum Andenken dieser Begebenheit ein Fest, welches Kreuz-Erhöhung hieß. Im 7ten Jahrhunderte ist es aufgekommen.

Den 17ten. Lampertus, war zu Mastrich von adelichen Eltern geboren, und wurde im Jahre Christi 658 wider seinen Willen zum Bischofe daselbst erwählt. Er wurde vor dem Altare unter dem Gebet, auf Anstiften der Maitresse Pipins, Vaters Carl's des Großen, welcher es sehr übel nahm, daß der Bischof dem Prinzen sagte, es sey nicht recht, eine Maitresse zu haben, erstochen.

Den 21sten. Matthäus, der Evangelist und Apostel, ein Sohn Alphäi. Matth. 2. Er soll enthauptet worden seyn.

Den 22sten. Mauritius, war ein christlicher Krieges-Oberster unter dem Kaiser Maximilian. Als er mit seinem Heere nicht gegen die Christen streiten wollte, wurde er sammt seinen Soldaten niedergehauen.

Den 26sten. Cyprian, war im Jahre Christi 351 Bischof zu Carthago in Afrika. Er wurde wegen des standhaften Bekenntnisses der

christlichen Religion im Jahre Christi 456 enthauptet.

Den 27sten. Cosmas und Domitianus, zwei Brüder aus Aegea in Arabien gebürtig, waren beide Aerzte, und wurden nach vielen Martern unter dem Kaiser Diocletian und Maximilian wegen des Bekenntnisses der christlichen Religion enthauptet.

Den 28sten. Wenzeslaus, war ein frommer Herzog in Böhmen, welcher während des Gebets von seinem Bruder Boleslaus gegen das Jahr Christi 920 erstochen wurde.

Den 30sten. Hieronimus, ein berühmter Kirchenvater. Er war gebohren in dem Städtchen Strido in Dalmatien im Jahre Christ 330. Er war eine Zeitlang in Rom Presbyter, wurde von da verjagt, ging in das Kloster zu Bethlehem, und erklärte daselbst die Bibel. Er hat während seines Lebens viel mit den Arrianern, Juden und Heiden gestritten. Er starb 420.

October.

Den 1sten. Remigius, der Apostel der Franzosen, er wurde im 22sten Jahre seines Alters Bischof zu Rheims in Frankreich. Er bekehrte den König Klodowich zum Christenthume, und mit diesem beinahe ganz Frankreich. 3000 Soldaten von Klodowich's Armee wurden auf einmal getauft.

Den 9ten. Dionysius der Areopagit. Er wurde von dem Apostel Paulus bekehrt, hat viel um des Namens Christi willen geduldet, und ist im 90sten Jahre seines Alters enthauptet worden.

Den 13ten. Burkardus, ein Engländer, ward von Bonifacius zum Beistande in der Bekehrung der Thüringer aus Hessen gerufen. Im Jahre Christi 746 wurde er Bischof zu Würzburg, legte aber seine Würde wieder nieder, und starb auf dem Schlosse Hohenburg im Jahre Christi 791.

Den 16ten. Gallus, war ein Schottlän-

der, und lehrte das Christenthum in Frankreich, in der Schweiz, und besonders zu Kostnitz; er starb im 95sten Jahre seines Alters, im Jahre Christi 640.

Den 18ten. Lucas der Evangelist, ein Syrer, zu Antiochien gebohren, war ein Arzt, daher er auch in Beschreibung der Krankheiten weit genauer ist, als die übrigen Evangelisten.

Den 21sten. Ursula, war eine Engländerinn, die sich durch seltene Gaben des Geistes und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit auszeichnete. Als sie mit 10,000 Frauenspersonen nach England überschiffen wollte, wurde sie mit ihrer ganzen Begleitung von einem heftigen Sturme in der See begraben.

Den 28sten. Simon und Judas waren zwei Apostel. Simon war in Cana in Galiläa gebohren, ein Sohn der Maria Kleopha. Judas war ein Bruder des kleinern Jakobs. Simon breitete das Christenthum in Aegypten

und Persien aus, Judas in Mesopotamien und Pontus. Von ihm haben wir einen Brief. Beide sind unter dem Kaiser Trajan gekreuziget worden.

Den 31sten. Wolfgang, war Bischof zu Regensburg, verwaltete sein Amt 26 Jahr, und starb im Jahre Christi 496. Papst Leo IX. hat ihn 1050 canonisirt. Man empfahl sich nun seiner Fürbitte bei Gott, und erwartete seinen wunderthätigen Beistand.

November.

Den 1sten. Das Fest Allerheiligen. Das Pantheon vom Agrippa, unter dem Kaiser Augustus gebauet, welches allen Göttern geweiht war, wurde vom Papste Bonifacius IV. zu einem christlichen Tempel geweihet und allen Heiligen gewidmet. Dies gab Gelegenheit, ein neues Fest anzuordnen, welches das Fest Allerheiligen genannt wurde. Es ist eigentlich aus dem Feste

aller Märtyrer entstanden, welches zum Andenken aller Märtyrer gefeiert wurde.

Den 2ten. Das Fest Allerseelen. Das Fest Allerseelen ist im 10ten Jahrhunderte aufgekommen; und wurde angeordnet, um für die Seelen im Fegefeuer an diesem Tage zu beten, und Seelenmessen für ihre baldige Erlösung zu lesen. Der Abt Otillo war der erste, der für die Seelen im Fegefeuer Messen lesen ließ.

Die Veranlassung zu diesem Feste gab ein gewisser Reiser, welcher aus dem gelobten Lande kam und erzählte, daß, als er vor dem feuerspeienden Berge Vesuv vorbei gekommen wäre, die Teufel in demselben einen entsetzlichen Lärm gemacht und gesagt hätten: die neuen Mönche beteten zu viel, und dies mache, daß niemand mehr in die Hölle käme. Dies gab Gelegenheit, einen neuen Tag anzusetzen, an welchem man für die Seelen im Fegefeuer betete und Messe las.

Den 3ten. Theophilus, anfangs ein Sadducäer, und folglich ein Jude, nicht aber ein Heide, und hernach Bischof zu Antiochien.

Den 6ten. Leonhardus, war ein Schüler des Remigius, und lebte gegen das Jahr Christi 501.

Den 9ten. Theodorus, wurde unter dem Julian gemartert.

Den 10ten. Martin Luther, geboren zu Eisleben den 10ten November 1483 von Margaretha, der Ehegattinn Hans Luthers, eines Bergmanns, kam nach Magdeburg und Eisenach in die Schule; 1502 nach Erfurt auf die Universität; wurde 1505 Magister, 1507 ein Augustiner-Mönch, und 1512 Professor der Theologie zu Wittenberg. Schon lange hatte er durch das fleißige Studiren der Bibel gute Einsichten bekommen: nun aber brachte ihn der Gräuel des Ablaßkrams dergestalt in Eifer, daß er 1517 den 31sten October an der Schloßkirche zu Wit-

tenberg 95 Sätze wider die Irrthümer des Papstthums anschlug, und viele Predigten, sonderlich gegen den Ablaß, hielt. 1520 wurde er vom Papste Leo in den Bann gethan. 1521 vertheidigte er sich auf dem Reichstage zu Worms. Bei seiner Rückreise wurde er auf Veranstaltung des Churfürsten Friedrichs aus dem Wagen geholt, und auf das Schloß Wartenburg, nahe bei Eisenach, gebracht, wo er das neue Testament übersetzte. Von da ging er nach Wittenberg, um einige Unruhen zu stillen, welche Carlstadt erregte. 1525 verheirathete er sich mit Katharina von Boven, einer Exnonne. 1527 machte er auf Befehl des Churfürsten zu Sachsen, Johannes, eine neue Kirchenordnung. 1530, da die Ausburgische Confession auf dem Reichstage zu Augsburg übergeben wurde, hielt er sich auf dem Schlosse zu Coburg auf. 1537 setzte er die Schmalkaldischen Artikel auf. 1546 starb Luther in seiner Geburtsstadt Eisleben an den Steinschmerzen. Sein Körper wurde nach Wittenberg gebracht, und in die Schloßkirche begraben.

Den 11ten. Martin, zum Unterschiede von dem vorhergehenden, Bischof genannt. Er war Bischof zu Tours in Frankreich. Er soll allerlei Streitigkeiten mit dem Teufel gehabt haben. Man erzählt von ihm folgende Anekdote: Als er in seinen jüngern Jahren, da er noch Soldat gewesen war, einstens einen entblößten Bettler in einem harten Winter gesehen habe, habe er sogleich mit seinem Degen seinen Reitrock mitten entzwei geschnitten, und dem Bettler die eine Hälfte gegeben.

Den 19ten. Elisabetha, war die Tochter des Königs Andreas in Ungarn. Sie wurde wegen ihrer Religiosität vom Papste Gregorius IX. unter die Heiligen versetzt, 1525.

Den 21sten. Mariä Opferung. Als die Maria 3 Jahr alt gewesen, sollen sie ihre Eltern nach dem Tempel gebracht haben, wo sie erzogen worden.

Den 25sten. Catharina, zu Alexandrien gebohren. Man rühmt ihre ausgebreiteten Kennt-

nisse, welche sie angewandt habe, um die Religion auszubreiten. Sie starb den Märtyrer-Tod.

Den 30sten. Andreas, gebohren zu Bethsaida. Sein Vater hieß Jonas, sein Bruder war Simon Petrus, seiner Profession nach ein Fischer, ein Schüler Johannis. Dieser sandte ihn mit seinem Bruder, dem Simon Petrus, zu Christo. Er soll in Scythen das Evangelium gepredigt haben, und unter dem Vespasian gekreuziget worden seyn.

December.

Den 4ten. Barbara, war zu Nicomedien von heidnischen Eltern gebohren. Sie lernte die christliche Religion frühzeitig kennen. Als aber ihr Vater dies erfuhr, wollte er seine Tochter mit Gewalt wieder zum Heidenthume zurückbringen, und als er dies nicht bewerkstelligen konnte, verübte er an ihr alle mögliche Grausamkeit. Er geisselte sie mit Riemen, brannte sie mit Fackeln, schnitt ihr die Brüste ab. Und bei

allen diesen Quaalen klagte sie über weiter nichts, als über die Blöße. Er erstach sie endlich mit dem Schwerdte.

Den 6ten. Nicolaus, geboren zu Patara in Lycien. Er wurde zum Bischof erwählt und lebte um's Jahr 343. Man pflegt an diesem Tage den Kindern Geschenke zu machen, welche, wie man den Kindern sagt, der heilige Nicolaus soll bescheert haben. Diese Gewohnheit bezieht sich auf eine gewisse Handlung des Bischofs. Als dieser erfuhr, daß ein gewisser armer Mann seine drei Töchter zur Unzucht gebrauchen lassen wollte, um sich und diese davon zu ernähren; so warf er ihm des Nachts einen Beutel voll Geld in die Kammer zum Fenster hinein. Der arme Mann nahm diesen Beutel, stattete seine drei Töchter aus, und behielt noch für sich etwas übrig.

Den 9ten. Joachim, war ein Abt in Kalabrien gegen das Jahr Christi 1186. Er soll die Gabe der Weissagung gehabt haben.

Den

Den 13ten. Lucia, eine schöne und fromme Tochter der Entychia, einer Wittwe in Sicilien. Als diese sich mit einem vornehmen Jünglinge verlobt hatte, beredete sie die schwärmerische Tochter, alle ihre Haabe und Gut den Armen zu geben, indem sie ihr den Spruch vorsagte: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst ist der, Wittwen und Waisen in ihren Nöthen zu besuchen ꝛc. Der Bräutigam nahm dieses sehr übel auf, und gab die Lucia, bei dem Richter Paschasius, als eine Christinn an. Dieser ließ sie in ein Hurenhaus bringen, und nun geschahen Zeichen und Wunder an der Lucia. Als man sie ausziehen wollte, konnte man sie nicht von der Stelle bringen; da man sie in's Feuer warf, brannte sie nicht; und da man sie enthaupten wollte, ward sie nicht verletzt, bis sie das heilige Abendmahl genossen hatte.

Den 16ten. Lazarus, war der Maria und Martha Bruder zu Bethanien, welchen Christus von den Todten auferweckte. Man sagt, er habe zu Marseille das Evangelium gepredigt, und sey im dreizehnten Jahre der Re-

gierung des Claudius zum zweitenmal gestorben.

Den 21sten. Thomas, wurde von Christo zum Apostel berufen. Matth. 10. Er soll unter den Parthern, Medern, Persern, Bactrianern und Indianern das Evangelium gepredigt haben, und mit einer Lanze von den Heiden erstochen worden seyn.

Den 26sten. Stephanus, ein Märtyrer, welcher gesteinigt wurde. Apostelgesch. Kap. 7.

Valentinstag in England.

In England und Schottland feierte man auf eine eigne Weise den 14ten Februar, den die römische Kirche dem heiligen Valentin widmete. Man gab am Morgen dieses Tages genau Acht, wen man zuerst von Personen, außer den Hausgenossen, erblickte oder begegnete. Diesen hielt man für seinen Valentin, der die Funktion auf

sich hatte, den erstern für dies Jahr vor Thorheiten, Fehlern, und Unglück, soviel er wußte und konnte, freimüthig zu warnen. Eine löbliche Gewohnheit; sie konnte die Quelle vieles Guten werden! Und wenn auch hunderte sehr ungeschickt und untauglich zum Warnen waren, so war doch wol hie und da einer, der sein Amt geschickt verwaltete, und halb im Ernste, halb im Scherz den andern auf einen guten Weg führte. Durch eine freundschaftliche Warnung könnte manche Thorheit verhütet werden; aber wer nicht einen besondern Beruf dazu hat, darf immer nicht sehr auf Dank und eine humane Aufnahme rechnen. Hier gab die Landessitte den Beruf. Jetzt ist diese Gewohnheit, wenigstens in vielen Gegenden Englands, schon längst ausgeartet. Da kommt die Jugend beiderlei Geschlechts zusammen. Man schreibt die Namen der Jünglinge und Mädchen auf Zettel, und jedes zieht, wie beim Loosen, einen Namen. Das Ganze hat keine ernsthafte Tendenz mehr, sondern ist bloß ein Gegenstand gesellschaftlicher Belustigung.

Verschwendungen aus vorigen Zeiten.

Raimund, Graf von Toulouse, hielt zu Ende des 12ten Jahrhunderts einen feierlichen Hof, um den König von Arragonien und den Herzog von Narbonne mit einander auszusöhnen. Bei dieser feierlichen Versammlung suchte jeder der vornehmen Anwesenden den andern an Pracht, Freigebigkeit, oder eigentlicher an Verschwendung, zu übertreffen. Der Graf von Toulouse theilte eine für dies Zeitalter ungeheure Summe Geldes unter die Ritter und Knappen aus; aber von seinen Gästen thaten sich folgende auf eine recht ausschweifende Art hervor. Bertrand Ramband ließ ein ganzes Feld nahe am Schloß umpflügen, und darin an Deniars und andern kleinen Münzsorten für 30,000 Unzen Silbers an Werth aussäen. Wilhelm le Gros de Martel ließ in der Küche alle Speisen für die ganze Gesellschaft, die aus einigen tausend Personen bestand, bei weißen Wachslichtern bereiten. Endlich verbrannte Raimund de Venois, der eine Reichthümer auf keine schicklichere Art zeigen

konnte, dreißig von seinen besten Pferden, vor den Augen der ganzen Versammlung.

Die neuern Zeiten sind zwar nicht so reich an ähnlichen Ausschweifungen, aber zuweilen finden sich doch in deren Geschichte Beispiele, die ein gleicher ritterlicher Taumel belebte. Am Ende des 14ten Jahrhunderts verbrannte Colin Campbell in Schottland, mit dem Zunamen des Wunderbaren, seine eigne Wohnung, bei dem Besuche eines irländischen Lords, damit dieser bei der Rettung seiner Güter seine Schätze und kostbaren Equipagen zu sehen bekomme. James Hay, Graf von Carlisle, und Abgesandter des Königs von England Jakob's I. in Frankreich, zeigte fast auf gleiche Art, bei seinem Einzuge in Paris, seines Herrn Reichthum. Er und sein Gefolge waren überaus reich und prächtig gekleidet, doch zeichnete sich sein Reitpferd vorzüglich aus. Der Hufbeschlag desselben war von Silber, aber so los befestigt, daß bei jeder Courbette ein oder zwei Stücke davon unter das versammelte Volk flogen, und hinter demselben folgte

ein Hufschmidt, mit einem ganzen Sack voll von gleichem Metall, das dem Pferde in aller Geschwindigkeit wieder aufgelegt wurde.

Verwahrungsarten der Wilden gegen die Krankheits-Teufel.

Einige heidnische Völker in Sibirien stellen sich jede Krankheit als einen bösen Geist vor, der im Lande herumziehe, um die Menschen zu quälen, oder gar zu tödten, und der von dem todten Körper seine Nahrung habe. Daraus folgern sie, daß der böse Geist durch ein Opferthier, das sie ihm durch ihre Zauberpriester darbringen, befriedigt werden könne, damit er den Kranken leben lasse. Die Zauberpriester sind aber so klug, daß sie die Opfer nur bei gemeinen Krankheiten versuchen, wobei Hoffnung ist, daß der Kranke ohne dies genesen werde. Mit den Pocken, welche meistentheils bei den heidnischen Völkern, wie sie schon eine mehrmalige Erfahrung gelehrt hat, tödt-

lich sind, getrauen sie sich dergleichen nicht. Sie überlassen lieber die Kranken ihrem eigenen Schicksale. Die Ursachen der Tödtlichkeit sind: die herumschweifende Lebensart der Völker, die wenige Bequemlichkeit ihrer Hütten, und die Furcht, welche die Gesunden vor den Kranken haben, um nicht angesteckt zu werden. Man wird gestehen, daß dieselben bei allen schweren Krankheiten, am meisten aber bei den Pocken, welche einer besondern Wartung nöthig haben, von großem Einflusse seyn müssen. Kommt nun noch hinzu, daß die Krankheit zur Winterszeit herrscht, so ist aus eben dem Grunde, vornehmlich aus der Beschaffenheit ihrer Hütten, alle Hoffnung verloren. Bei so gestalten Sachen vermeint das blinde Volk, sich mit einem Betruge zu retten, sich vor dem Pockengeiste zu verbergen, oder gar denselben mit Gewalt abzuhalten, damit er ihnen nicht ankommen könne. Man bemerkt etwas ähnliches bei dem gemeinen Manne unter den Russen in Sibirien, wenn jemand mit dem kalten Fieber behaftet ist. Man ist hier geneigt, zu glauben, daß das kalte Fieber ein böser Geist sey, der die Menschen mit dem

Froste und mit den Erschütterungen zu quälen kommt, und dieselben wieder verläßt, sobald der Frost sich legt. In dieser Meinung beschmiert sich ein Patient kurz vorher, ehe er den Anfall des Fiebers erwartet, mit schwarzer Farbe das Gesicht, ja auch wol den Leib, und zieht fremde Lumpen an, damit er dem bösen Geiste unkenntlich werden, oder auch dieser vor dem Patienten erschrecken möge.

Eben so gedenkt ein Ostiake, ein Tunguse, ein Jakute, den Pockenteufel zu betrügen, indem er Zunder auf seiner Backe und Nase anzünden, und Löcher einbrennen läßt, damit er Narben im Gesicht bekomme, welche bei dem Pockenteufel die Ueberzeugung hervorbringen sollen, daß der so Bezeichnete die Blattern schon gehabt habe; denn sie beobachteten so viel, daß, wer einmal die Pocken ausgestanden habe, sie nicht zum zweitenmal bekomme. Sie verkriechen sich in die dicksten Wälder; damit der Pockenteufel sie nicht finden möge. Daher sind gewöhnlich zur Zeit, wenn die Pocken grassiren, ihre Hütten

und Wohnplätze leer. Niemand will sich alsdann auf großen Wegen sehen lassen. Sie verschanzen sich noch dazu in ihren Schlupfwinkeln durch ungeheure Bäume, wenn es im Sommer ist, und im Winter mit Schneewällen, welches noch mehr die Krankheit abhalten soll, auch in der That, in so weit sie sich dadurch der Gesellschaft andrer Menschen, von denen sie angesteckt werden könnten, entziehen, dienlich ist. Nichts aber ist lächerlicher, als wenn sie den Pockenteufel, von dem sie sich doch eine Vorstellung machen, die dem Wesen eines Geistes ziemlich nahe kommt, durch ihre aufgespannten Pfeile zu schrecken, oder ihm wol gar dadurch Schaden zu thun glauben. So wie sie auf die Elendthiere und andres großes Wild aufgespannte Pfeile aussetzen, die, wenn das Thier einen daran befestigten Faden berührt, losgehen, und dasselbe in die Seite treffen: so stellen sie dergleichen Pfeile an den Zugängen ihrer Verschanzungen aus, von welchen sie selbst sagen, daß es damit gegen die Teufel gemeint sey. Was für eine barbarische Gewohnheit, wenn sie noch ihre

Kranken ohne Hülfe und Pflege allein lassen, und davon ziehen? Wie können diese da genesen?

Wachs-Leichen.

Bei dem Leichenbegängnisse Karl's VI., Königs in Frankreich, ward die Erfindung gemacht, daß man den Leichnam in einen Sarg verschloß, und dagegen die Gestalt desselben in Wachs poussirte, und mit den königlichen Kleidern und Zierrathen anschmückte. Das Leichenbegängniß der Könige von Frankreich erfolgte gewöhnlichermaßen erst 40 Tage nach ihrem Tode. Diese 40 Tage hindurch ward ihr in Wachs poussirtes Bildniß auf einem Paradebette mit allem Pompe der Majestät dem Volke zur Schau gestellt; und hierbei fuhr man fort, der Leiche zu den gewöhnlichen Stunden die Tafel zu bereiten und ihr aufzuwarten, als ob sie noch am Leben wäre. Bei dieser Todtentafel ward nicht unterlassen, vor und nach Tische zu beten, und dieses Gebet mußte ein Kardinal oder andrer Prälat verrichten.

Weihnachts- und Neujahrs-Geschenke.

Bei den Griechen, den Persern, den Juden, war schon die so lobenswürdige Mode, daß diejenigen, welche sich liebten und Freunde waren, am Schlusse oder Anfange des Jahres sich unter einander beschenkten. Sie begnügten sich an Früchten, an Blumen, an Honig, an den besten Produkten des Landes, das sie bewohnten. Blumen und Obst sind im Winter selten, und auch in dieser Rücksicht mußten die Geschenke einen Werth haben. Titus Tatius, König der Sabiner, führte diesen Gebrauch zu Rom ein. Eisenkraut und abgehauene Aeste aus dem Hain der Göttinn Strenua, welche die Göttinn der Stärke war, machten diese Geschenke aus. Das in ihrem geheiligten Walde abgehauene Holz bezeichnete die galante Deutung des Gebers. Ohne Zweifel wollte er dadurch seinen Freunden sinnbildlich Gesundheit und Stärke anwünschen. Sagen wir wol mehr mit unserm höfli-

chen Geschwätze? Der leichtgläubige Pöbel glaubte, daß das Eisenkraut und die heiligen Zweige wirklich Gesundheit und Stärke gäben, und die Druiden, die so gern den Pöbel täuschten, sammelten und spendeten am Neujahre Eichenmisteln unter das Volk aus, das Neujahrsgeschenk der Götter. Bei den Römern waren es ebenfalls Datteln, Honig, und gedörrte Feigen. Man war noch mäßig, und vielleicht waren diese Früchte von keinem gemeinen Werthe. Einige Gelehrte haben behauptet, daß man durch die Süßigkeiten dieser Geschenke den Wunsch habe andeuten wollen, daß das Jahr süße verstreichen möge. Diese Folgerung ist um desto fader, da die Römer mit diesen Früchten auch noch ein Stück gemünztes Gold zu geben pflegten, wo auf der einen Seite das Bild des Janus, auf der andern ein Schiff geprägt war. Ovid nützt diesen Umstand auf die ihm eigne feine und bekannte Weise. Er läßt den Janus antworten: „Wie sehr würdest du dich betrügen, wenn du wähntest, daß unter den Geschenken der Honig das angenehmste sey. Schon seit dem Zeitalter

des Saturnus sah' ich das Gold den Vorzug behaupten, und diese Vorliebe ist noch mit der Zeit gewachsen. Sie hat bereits einen solchen Grad der Höhe erreicht, daß ich zweifle, ob sie weiter steigen kann!" — Was würde Ovid sagen, wenn er in unsern Zeiten lebte? Jetzt sind es andre Dinge als Münzen! Unsre Delikatesse erlaubt uns nicht mehr, Gold- und Silberstücke zu geben. Aber die Künstler sind unsrer Schaam zu Hülfe gekommen, und wissen eben diese Goldstücke so glücklich zu verwandeln, daß man sie ohne alle Skrupel geben und annehmen, ja selbst überlaut fragen kann: Wo bleibt mein Heilger Christ? — Mit den Goldstücken behielten die Römer, selbst in dem glänzendsten Zeitalter ihres Luxus und ihrer Weichlichkeit, den Honig und die Früchte bei, welches ziemlich auf Eins mit dem Honigkuchen, Zuckerwerk, Bonbons u. s. w. hinausläuft, womit wir unsre Geschenke zu begleiten pflegen. Auch die Kaiser bekamen Neujahrsgeschenke: das Volk gab sie ihnen; das Volk hatte das Recht, sie ihnen zu überreichen, sie mochten auch noch

so geringe seyn. Jeder sagte: Mehr vermag ich nicht, und sagte es von Herzen. Augustus liebte die Volksgeschenke; in seiner Abwesenheit trug man sie in den Vorhof seines Pallastes; er betrachtete sie bei seiner Zurückkunft, und dieser Anblick war für ihn und für Mark Aurel eines der schönsten Schauspiele. August wendete das Geld zu Statuen an, die er an den Gassenecken errichten ließ. Der wilde Tiber entfernte sich in den ersten Tagen des Jahres, um des Gebens und Empfangens dieser Geschenke überhoben zu seyn. Er schränkte diesen Gebrauch auf den ersten Tag des Monats Jenner ein. Seine Nachfolger verlängerten den Termin bis auf den siebenten. Das, woraus die Geschenke bestanden, änderte sich zu Rom nach Zeit, Ort und Umständen. Zu Nero's Zeiten gab man Perlen. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche schränkte man sich auf Wünsche ein. Das war nicht theuer. Die ersten Christen waren arm und Feinde des römischen Prunks.

Wenden = Feste.

Unter den feierlichen Festen der Wenden zeichneten sich zwei vorzüglich aus; nämlich das Todten= und das Erndtefest. Ersteres war ganz dazu eingerichtet, um in der Seele ernste Vorstellungen zu erwecken. Sie versammelten sich nämlich im Frühjahre auf dem Platze, wo sie ihre Todten zu verbrennen pflegten, und erinnerten sich daselbst derjenigen Verstorbenen, welche ihnen entweder durch das Blut nahe verwandt, oder doch sonst ihrem Herzen theuer gewesen waren. Hier riefen sie jene frohen Stunden in ihr Gedächtniß zurück, welche sie in der Gesellschaft derselben verlebt hatten, wünschten ihnen einen glücklichen Aufenthalt in den Wohnungen des Wodans, und eine lebhafte Einbildungskraft malte ihnen in einem reizenden Gewande die Freuden, deren auch sie nach dem Tode theilhaftig werden würden. Diese ganze Feierlichkeit endigte sich mit einigen Opfern und mit Absingung verschiedener Todtengesänge, und hatte gewiß nicht geringen Einfluß auf die Verachtung des Todes, welche

die Wenden in der Stunde der Schlacht jeder Gefahr trotzen lehrte.

Nicht weniger wichtig war das Erndtefest, bei welcher Gelegenheit der Wende dankbare Empfindungen wegen der eingeerndteten Früchte gegen die Gottheit äußerte. Nach beendigter Einsammlung der Früchte begab sich das frohlockende Volk zum Gott Svantevit, opferte demselben einige Thiere zum Danke für die erhaltenen Früchte, und goß neuen Wein in sein Füllhorn, leerte aber zuvor den alten aus, woraus man auf die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres schloß, wenn sich der Wein nicht vermindert hätte. Ein frohes Gastmal und ein Tanz machten den Beschluß dieser Feierlichkeit.

Wettsucht der Engländer.

1) Es ist sehr oft bemerkt worden, daß sich die Englischen Sitten von denen des festen Landes

des in nichts so auffallend unterscheiden, als in den Wetten. Man überlege die Umstände des folgenden Vorfalls genau, und urtheile, ob er sich hätte in Deutschland ereignen können. Ein sehr reicher Schottländer, Namens Fletcher, befand sich unweit Doncaster in Gesellschaft eines andern wohlhabenden Schotten, Barclay, welcher jährlich 4000 Pf. St. reiner Einkünfte hat. Die Rede fiel darauf, wie lange ein Mensch eine große und lange Anstrengung im Gehen würde aushalten können. Fletcher sagte endlich: Was gilts, ich gehe sechszig Meilen zu Fuß in vierzehn Stunden! (Man rechne nur sechs englische auf eine deutsche, so hat man zehn deutsche Meilen.) Jeder von ihnen setzte 2500 Pf. Fletcher mußte nun, wie die alten Athleten, eine besondre Lebensart führen, weswegen er sich ganz der Anleitung des berüchtigten Klopffechters Ward überließ, der ihm nichts als rohes Fleisch zu essen gab. Dies dauerte jedoch nur eine kurze Zeit. Fletcher gewann seine Wette; aber die letzten zwanzig Meilen ermüdeten ihn so sehr, daß er glaubte, es übersteige gewöhnliche Kräfte, in so

kurzer Zeit so viel weiter zu gehen. Herr Barclay hingegen, der, wie man leicht glauben kann, nicht nur den Verlust der erwähnten ansehnlichen Summe, sondern auch ein geheimes Mißvergnügen, daß er sich so verrechnet habe, zu verschmerzen hatte, hielt es nicht für unausführbar, eine in jeder Rücksicht noch größere Wette zu gewinnen. Er machte sich also mit 5000 Pf. St. anheischig, neunzig englische, d. i. funfzehn gute deutsche Meilen, binnen zwei und zwanzig Stunden weniger einer halben, zurück zu legen. Natürlich, daß hier Fletcher aus eigener Erfahrung große Ursache zu haben glaubte, eine solche Wette anzunehmen. Ohne vieles Besinnen setzte er 5000 Pf. dagegen. Fletcher handelte dabei gewiß nicht rasch. Nach dem Erwähnten mußte er es für unmöglich halten, daß Barclay 4½ englische Meile in jeder Stunde (denn so viel kam auf jede mit Einschluß der kleinen Verzögerungen) ganze ein und zwanzig Stunden nach einander zu gehen im Stande seyn könne. Aber er bedingte noch überdieß, daß das Unternehmen im November ausgeführt werden solle, wo in Eng-

land der menschliche Körper wegen der häufigen Nebel, Regen ꝛc. am schlaffsten ist. In diesem Monate war es äußerst wahrscheinlich, daß ein heftiger Wind, ein starker Regen, oder ein dicker Nebel der Nervenspannung nachtheilig werden konnte. Man wird wirklich weiter unten sehen, daß dieß einigermaßen der Fall war. Barclay hatte vermuthlich diese Umstände nicht gehörig bedacht. Er begab sich daher im September 1801, zwei Monate vor der angesetzten Zeit, bei einem alten Pachter Smith in Yorkshire in die Kost, und befolgte alle Regeln, welche ihm dieser vorschrieb. Smith war ein großer Kenner in allen Dingen, worauf man in England wettet, und verstand besonders, Jemanden gehörig vorzubereiten, der einen Wettgang vorhatte. Smith gab dem Herrn Barclay nichts als rohes Fleisch und stark zu verdauende Speisen zu essen, brauchte ihn zu allen schweren Arbeiten, ließ ihn schwere Lasten von Käse und Butter zu Markt tragen, und gab ihm zu zehn englischen Meilen nicht mehr als anderthalb Stunden Zeit. Kurz, Smith schickte und schor seinen reichen Schüler wie einen

Hühnerhund, und immer that dieser alles so flink und gut, daß Smith beständig voraussagte, er werde den Preis davon tragen. Die Zeit kam. Man hatte bei Ayton, auf der Straße von York nach Hull, eine englische Meile Weges mit Lampen erleuchtet, weil Barclay, laut der Bedingungen, gerade um Mitternacht seinen Weg antreten mußte. Gleich aus dem Ansatze schloß man viel, und in dem Maße, als er rüstig fortfuhr, stiegen die Wetten; um 4 und 8 Uhr des Morgens bot man 2 gegen 1, daß er gewönne; als er 60 Meilen gegangen war, 5 und 4 gegen 1; als er 70 zurück gelegt hatte, wurde 7 und 6 gegen 1 gewettet, daß er gewinnen würde. Gegen das Ende hin 10 und 15 gegen 1. Er hatte seinen Gang 22 Minuten 4 Secunden auf 9 Uhr des Abends glücklich beendigt, so daß er eine Stunde 7 Minuten und 56 Secunden weniger Zeit brauchte, als ihm erlaubt war. Er gewann die Wette ohne anscheinende Mühe. Sechsmal hielt er an, sich zu erholen, eine Erfrischung zu nehmen und die Wäsche zu wechseln, welches gemeiniglich 12 bis 15 Minuten währte. Das Wetter war ihm

besonders günstig, außer früh von 4 bis 8 Uhr, da es neblicht wurde, welches sein Feuer sichtlich dämpfte. Der Zulauf von Menschen war sehr groß, die besonders dafür sorgten, daß ihn nichts unterbräche. Da eine außerordentliche Anstrengung erforderlich war, so bezeugten die Leute ihre herzliche Freude darüber, daß er gewann. Als er fertig war, hörte man nichts als Jauchzen und Hussah, und die Leute trugen ihn frohlockend auf den Schultern umher. Viele Männer von Stande waren bis aus Schottland gekommen, um die Wette mit anzusehen. Es standen nicht nur die zehntausend Pfund der Hauptpersonen darauf, sondern mehr als doppelt so viel, da die vielen wettlustigen Herren aus Yorkshire, Schottland und London ansehnliche Summen gesetzt hatten. Die ganze Grafschaft York erwartete den Ausgang mit größter Theilnahme, weil in ganz England keine Gegend ist, wo man eben so stark wettet. Barclay machte eine Woche vorher den Tag bekannt, an welchem er seine Wette geben würde. Der Platz wurde von beiden Partheien gemessen und ein Pfahl am En-

de der Meile eingeschlagen. Um diesen mußte Barclay nach jeder Meile sich wenden, welches anderthalb Schritt machte; die aber beim Messen nicht gerechnet wurden. An den Pfahl wurden Leute gestellt, die einen Kerb hinein machten, so bald er wieder einmal herum war: auch lag ihnen ob, Achtung zu geben, daß alles in Ordnung vor sich ging. Ein paar Minuten vor Mitternacht kam Herr Barclay mit seinem Freunde, wie auch Herr Fletcher mit den seinigen an. Punkt Zwölf Uhr wurden sechs Repetiruhren gestellt, in ein Kästchen an den Gewinnpfahl gesetzt und das Kästchen versiegelt. Zu gleicher Zeit brach Barclay auf. Er trug ein engschließendes Flanellhemde, flanellne Unterhosen und flanellne Nachtmütze, sogenannte lammswollene Strümpfe und weite Lederschuhe mit ziemlich dicken Sohlen. Das Haus, in das er ging, um Erfrischung zu nehmen, stand etwa zehn Ellen von der Straße; das Hingehen und Zurückkehren machte also Zwanzig Ellen, die er aber nicht rechnen wollte. Als die Wette gewonnen war, sah man ihm keine Müdigkeit an; er war eben so

munter, wie zuvor, und sagte, er könne noch zwanzig Meilen weiter gehen. Obgleich der Schauplatz seiner Gehfertigkeit auf offner Straße lag, so bewies man doch alle mögliche Aufmerksamkeit. Die vielen Landkutschen, Briefkutschen, Fuhrwagen, Equipagen, Postkutschen, das Heer von Cabriolets, Rittern und selbander reitenden Frauen, die unaufhörlich England von Einem Orte zum andern durchfliegen und besonders in dem wohlhabenden Yorkshire häufig sind, fuhren und ritten insgesammt auf die Seite, um dem Wettkämpfer kein Hinderniß in den Weg zu legen. Jeder schien ihm einen glücklichen Ausgang zu wünschen. Sonst gehen die Soldaten nirgend aus dem Wege, aber hier thaten sie es. Die Westyork-Miliz kam zwar des Weges auf ihrem Marsche aus Hull nach York; so bald sie aber hörte, was da vorging, machte sie Halt und theilte sich in zwei Divisionen zu beiden Seiten der Strasse, welches eine gute Wirkung that. Jeder Soldat rief dem Herrn Barclay zu: Glück zum Siege! — Ueberhaupt mußte die große Anstrengung, welche er sichtlich anwendete, jeden für ihn in-

teressiren; und diese Theilnahme rührte und munterte ihn auf. Wenn man die zur Erfrischung nöthige Zeit, und andre kleine Abhaltungen zusammen rechnet, so kosteten ihn die 90 Meilen nicht viel über 19 Stunden, außer den Schritten in's Wirthshaus, aus demselben und um den Pfahl. In den letzten 30 Meilen hatte er einen Gesellschafter, den Sohn seines Lehrers Smith, einen jungen 19jährigen Menschen, der sehr brav Schritt hielt, und Hoffnung erweckte, dereinst ein eben so guter Fußgänger zu werden. Herr Barclay war etwa 22 Jahr alt, 5 Schuh 11 Zoll groß, und stark gebaut. Seine Manier zu gehen glich der des berühmten Fußgängers Powell. Der Ort, welchen er wählte, hatte verschiedene sanfte Anhöhen; wenn er an diese kam, lief er gewissermaaßen hinauf; die übrigen Theile des Weges ging er. Sobald er anhielt, nahm er beträchtlich viel zu sich; seine Nahrung bestand aus gekochten Hühnern, Hammelfleisch-Schnitten rc. und sein Getränk war altes starkes Bier. — Als er in seiner Equipage nach Pocklington gefahren kam, wurden zum Zeichen der Freude die Glocken geläutet,

und

und das Volk wollte sich vor seinen Wagen spannen, welches er jedoch nicht zuließ. Dieser Herr ist von einer alten vornehmen Familie, deren Landsitz in Ury in der Nord-Schottischen Grafschaft Mearns liegt.

Vielleicht ist folgende Gehwette noch bewundernswerther, da sie ein bejahrter Mann machte. Marshall, ein Fleischer, von 60 Jahren, verband sich, 30 englische oder 5 deutsche Meilen in 6 Stunden zu gehen; und man wettete große Summen. Man hatte dazu eine Meile auf der Straße jenseits Leg-Bridge gewählt. Er brach früh um 7 Uhr auf, und ging immer eine Meile hinwärts und eine Meile herwärts, bis er das Ganze vollbrachte, welches er ohne Anstrengung that, und zwar 11 Minuten vor der bestimmten Zeit.

2) Zwei Lehrbursche, ein junger Walliser und ein junger Bergschotte aus der Buchhändlergasse Paternoster-Row in London, machten eine seltsame Wette. Der Walliser verpflichtete sich, zweimal um St. Paul's Kirchhof zu laufen, ehe der Schotte zwei frische Pfennigkuchen würde verschlucken können. Es war früh um acht

Uhr. Beim Anfange waren die Wetten gleich, aber nach der ersten Runde wettete man Zwanzig gegen Eins zu Gunsten des Wallisers, der die zweite Runde vollendete und das Ziel erreichte, ehe der Bergschotte kaum einen halben Kuchen hinter hatte. Dieser Auftritt war eine königliche Lust für die umwohnenden Lehrburschen und Knaben.

3) Um dieselbe Zeit wurden zu Fowey die gewöhnlichen Wetten angestellt, wer die häßlichsten Fratzengesichter schneiden könnte? Der Preis war eine Rolle Tabak. Ein Schuhflicker und ein Schneider bewarben sich darum. Der Schuhflicker war schon um drei Fratzen voraus. Aber ein Kerl, der eine große Wette auf den Schneider gemacht hatte, verschaffte ihm den Sieg durch eine List. Er näherte sich dem Schneider heimlich, und trat ihm derb auf einen Leichdorn am Fuße. Der Schneider verzog darüber alle Gesichtsmuskeln so abscheulich, daß er auf der Stelle, nach dem allgemeinen Ausspruche, den Preis erhielt.

4) Von der Sucht zu wetten, die unter den Engländern herrscht, ist wol das auffallendste, hoffentlich aber nur ersonnene, Beispiel folgende Anek-

dote, die man übrigens als unbestritten richtig erzählt. Ein Mensch war in die Themse gefallen: sogleich schlossen mehrere unter denen, die am Ufer gingen, mit einander Wetten darüber, ob er ertrinken werde, oder nicht. — Ein Boot stieß vom Lande, um ihm zu Hülfe zu eilen. „Halt! halt!" riefen diejenigen, die für die erste Meinung gewettet hatten; „das ist kein ehrlich Spiel! Ihr werdet uns unsre Wette verlieren machen!" —

Wochenbett der Männer.

Es ist wol sehr natürlich, seine Verwunderung über die seltsame Gewohnheit so vieler Völker zu erkennen zu geben, die alle mit einander einig geworden zu seyn scheinen, in einer einzigen Sache zu rasen. Es ist dies der Unsinn der Ehemänner bei mehrern Völkerschaften, für ihre entbundenen Weiber in Wochen zu liegen.

Bayle sagt von den Tibarenern, einem Volke in Asien am schwarzen Meere, daß, sobald ihre Weiber von den Kindesnöthen befreiet

wären, sie sich in's Bett legten, sich krank stellten, und von ihnen alle Dienste annehmen, die man sonst den Wöchnerinnen leistet. Apollonius sagt, daß sie stöhnten, Binden um den Kopf legten, und sich von den Weibern die Speisen zurecht machen, und die Badewasser wärmen ließen. Hierher gehören die alten Corsen, von welchen Diodor aus Sicilien sagt, daß ihre Weiber, wenn sie gebohren haben, sogleich ausgehen, und die Männer sich in's Bett legen, um auszuruhen. Von den alten Spaniern sagt Strabo, daß die Weiber, nachdem sie gebohren haben, ihre Männer in's Bett legen lassen, wo sie ihnen aufgewartet haben. Von ihnen leitet Colomies dieselbe Gewohnheit bei den ehemaligen Einwohnern von Bearn her, deren Weiber gleich nach ihrer Entbindung wieder aufgestanden sind, wogegen sich der Mann in's Bett gelegt hat. Von den Tartarn hat Marx Pola in seiner Reisebeschreibung eben dasselbe gesagt, und in ganz Amerika, besonders in Canada, ist nichts gewöhnlicher, als diese Tollheit. Die Jesuiten in Neuspanien haben sie sogar in Californien

gefunden. Eben den Gebrauch haben auch einige Völker in Brasilien. Sobald eine Frau entbunden ist, geht sie geschwind hin, das Kind zu waschen, und ihr Mann legt sich unter einen Baum, oder in seine Hütte. Hier liegt er drei bis vier Tage, ohne sich im geringsten zu bemühen. Er stellt sich krank, beklagt sich, und seine Frau muß ihm unterdessen zu essen schaffen, und ihn bedienen. Er nimmt auch die Glückwünschungen von seinen Nachbarn an, welche sich um die Wette bemühen, ihm den Antheil zu beschreiben, den sie an seinen Leiden und Umständen nehmen.

Zweikampf der Grönländer.

Wenn ein Grönländer von einem andern beleidigt zu seyn glaubt, so läßt er darüber keinen Verdruß und Zorn, noch weniger Rache spüren; sondern dichtet einen satyrischen Gesang, den er in Gegenwart seiner Hausleute, und besonders der Weiber, so lange singend und tanzend wiederholt, bis sie ihn alle auswendig können. Alsdann

läßt er in der ganzen Gegend bekannt machen, daß er auf seinen Gegner oder Beleidiger singen wolle. Dieser stellt sich dann auch sowohl, als das Volk der umliegenden Gegend, an dem bestimmten Platze ein; es wird ein Kreis geschlossen, in den beide Theile, Kläger und Beklagter, treten. Erstrer singt nun tanzend und nach der Trommel, in Begleitung seiner Hausgenossen und Freunde, letzterem so viele spöttische Wahrheiten vor, daß die Zuschauer etwas zu lachen haben. Hat er ausgesungen, so tritt der Beklagte auf, und beantwortet, unter Beistimmung seiner Leute, die Beschuldigungen auf eben dieselbe lächerliche Weise. Der Kläger sucht seiner Seits ihn zu widerlegen und ihn in die Enge zu treiben, damit er sich nicht ferner vertheidigen könne. Wer nun von beiden das letzte Wort behält, der hat gesiegt, und wird von allen Anwesenden als ein großer Mann gepriesen. Auch geht die Versammlung nicht eher auseinander, bis beide Theile sich ausgesöhnt, und, keinen Groll auf einander zu hegen, feierlich versichert haben.

In der Buchhandlung des Commerzien-Raths Matzdorff sind auch folgende Bücher zu haben:

Der Königl. Preuß. und Kurfürstl. Brandenburg. wirklich Geheime Staatsrath an seinem zweihundertjährigen Stiftungstage, den 5. Jan. 1805. Von C. A. L. Klaproth, Königl. Preuß. Geh. Kriegesrath, Staats- auch Kabinets-Archivar, und C. W. Cosmar, Assistenten b. d. Geh. Staats-Archiv. (Die Geschichte der Preuß. Regenten, des Wirkl. Geh. Staatsraths überhaupt und eines jeden der Staats-Minister und Secretarien insbesondre enthaltend, vom 24. Dec. a. St. bis jetzt.) gr. 8. 3 Thlr.

Abwechselungen, ernsthaft, komisch, rührend, sinnreich, nützlich. Ein Ersatz für Romane. Mit 1 Titelk. 8. 1 Thlr.

Erscheinungen am Geiste und Körper des Menschen. 1r Th. M. 1 Titelk. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Entlarvte Gaunerlist und Räuberschliche, Prellereien und Täuschungen. 1r Theil. M. 1 Titelk. 8. 1 Thlr.

Heimlichkeiten, oder Begattung und Fortpflanzung am Himmel und auf Erden. Herausgegeben v. G. Müller und E. Schulz. 1r Theil. Mit 2 Kpf. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Desselben Werks, 2r Thl. M. 1 Titelk. 1 Thlr. 4 Gr.
Struensee. (Königl. Preuß Staatsminister.) Eine Skizze für diejenigen, denen sein Andenken werth ist. Nebst einer metrischen Uebersetzung der berühmten philosoph. Epistel Friedrichs des Großen, an den Feldmarschall Keith: Ueber die Nichtigkeit der Todesfurcht. Von H. H. L. v. Held. 8. 18 Gr.
Ismael, der Hagar Sohn. Oder: Lebensskizze Franz Euphonius, eines Virtuosen. Von C. A. Seidel. 2te Aufl. M. 1 Titelk. 1 Thlr. 8 Gr.
Thierseelenkunde auf Thatsachen begründet. Oder 156 höchst merkw. Anekd. v. Thieren. 1r Thl. Mit 2 Kpf. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Desselben Werks 2r Thl. M. 1 Titelk. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
Wageners, S. C., Moral. Anekd. 1r Theil. 2te, verb. Aufl. 8. 1 Thlr.
Desselben Werks 2r Thl. 8. 1 Thlr.
— — 3r Thl. 8. 1 Thlr.
— Verf. Denkwürdigkeiten der Stadt Rathenow. Nicht bloß für Rathenower, sondern für Geschichts- und Vaterlandsfreunde überhaupt. Mit 4 Kupf. gr. 8. 2 Thlr.
— Verf. Natur-Wunder u. Länder-Merkwürdigkeiten. Ein Beitrag zur Verdrängung unnützer und schädlicher Romane. 1r und 2r Thl. 3te, verb. Aufl. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
— Werks 3r Thl. 2te Aufl. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
— — 4r Thl. 2te Aufl. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
— — 5r Thl. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
— Verf. Spuren der Gottheit im anscheinenden Zufalle. Wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker. 1r Thl. Mit 1 Titelk. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Wie kann dem Getreidemangel, in allgemeinen Nothfällen, ohne Beitritt des Staats, möglichst vorgebeugt werden? Beantwortet durch F. L. Wildegans, Königl. Preuß. Kammer-Rath, Südpreuß. Gutsbesitzer, u. ordentl. Mitglied d. märk. ökonom. Gesellschaft zu Potsdam. 8. 4 Gr.





